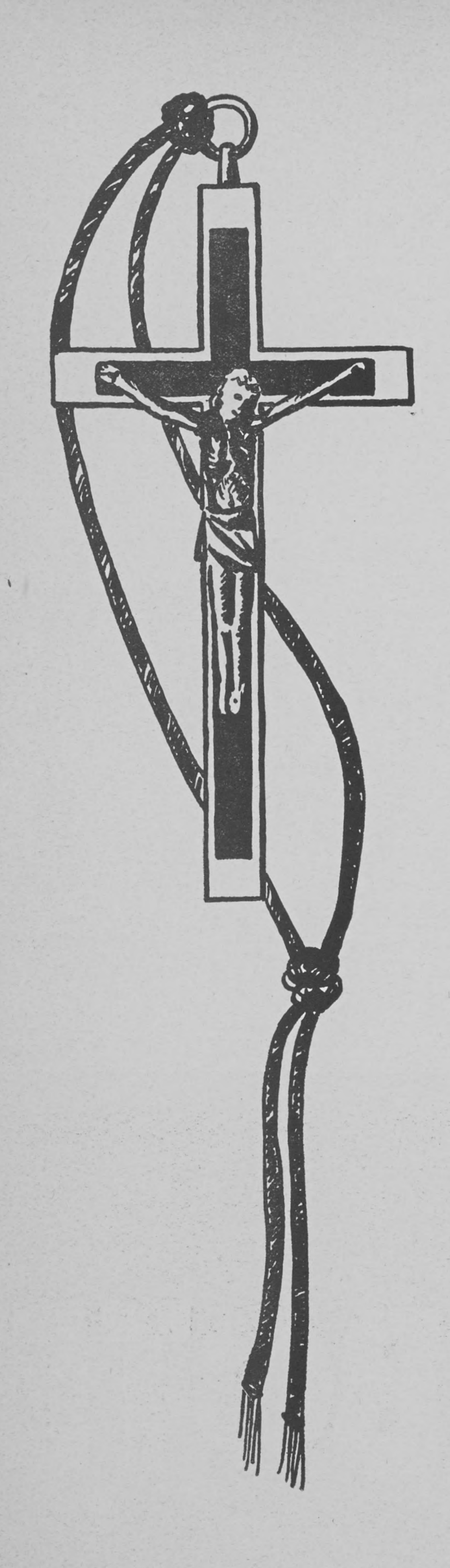
Juli 1949



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Den Oblaten der holländischen Ordensprovinz wurde ein neues Missionsgebiet anvertraut. Es ist im Lande Surinam, in Südamerika. Surinam liegt zwischen den zwei grossen Flüssen Südamerikas: Amazon und Orinoco. Es ist ein Tropenland, von dem Geographiker sagen, dass es wie Dampfbad und Glashaus sein könne. Neger, Weisse, Asiaten und Indianer bewohnen unser neues Missionsland. Es wurde uns folgende Statistik gegeben: Einwohner: 178,000. Davon: 40% Kreolen, 25% Inder, 20% Javanesen, 10% Buschneger, 2% Weisse, 1% Chinesen.

Die ersten Oblatenmissionare werden sich in nächster Zukunft in dieses neue Missionsland begeben. Es wird nich leicht sein, dieses Babylon von Menschen zu missionieren. Man hat uns noch nicht mitgeteilt, welche Religion in Surinam vorherrscht, wieviele der Einwohner noch Heiden sind, und mit wievielen abgefallenen Christen wir es dort zu tun haben werden. Gott hat uns dieses neue Missionswerk übergeben, und wir werden es sofort unter den Schutz der Unbefleckten Jungfrau stellen. Unter iher Fahne haben die Oblaten schon so manchen Missionssieg erfechten können. Auch Surinam wird nun den Heiland kennen lernen, den grossen Heiland des Erbarmens und der Liebe.

Den Mitgliedern des Marianischen Missionsvereins ist nun wieder viel Ursache zu neuem Missionsgebet gegeben. Wolle Gott uns alle segnen, uns Missionare, und euch, die treuen Laienhelfer der Boten Gottes mit dem Oblatenkreuz.

Möchtest du nicht auch dem Missionsverein beitreten wollen? Schreibe an den Schriftleiter.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

17. Jahrgang Juli 1949, North Battleford, Sask. No. 10

Dies und Das

Die Sonne. Hoch am Himmel steht dis Julisonne. Ihr Licht und ihre Wärme sind uns allergrößter Segen, wurde uns in der Schule gesagt. Später, als wir das Leben mit Mannesaugen zu betrachten begannen, kamen uns hier und da andere Gedanken über die Sonne des hohen Sommers. Wir sahen, wie unter ihren unbarmherzigen Strahlen weite Saaten zusammenbrachen und in ein großes Sterben kamen. Wir sahen, daß die Sonne nicht nur Segenskraft, daß sie aber auch eine Macht sein kann, die den Menschen nichts Gutes will. Sie gibt uns und sie nimmt uns unser tägliches Brot, während wir hilflos zuschauen müssen.

Es gab Völker, die der Sonne Gottesverehrung zollten. Und es gibt Stunden, während denen ihr die Menschen fluchen.

Irgendwo weit hinter der Sonne lebt der große Meister, dessen Wort allen Dingen und allem Leben Dasein gab. Tief in der Sonne selbst, tiefer noch und glühender als der Sonne Licht die Lüfte durchdringt, wirkt und waltet in aller Sonnenkraft der Wille des Schöpfers. Er ist ja auch Erhalter des Erschaffenen. Von Ihm und von Seiner Kraft hängt alles an der Sonne und in der Sonne ab, ihr Dasein, ihr Glühen, ihre Morgenkraft und die Kraft ihres Mittags, ihr Winter und ihr Sommer. Sie kann immer nur so glühen, wie Er es ihr gebietet, und ihre Strahlen fallen immer nur nach jenen Gesetzen über unsere Täler und Saaten, denen Er mit jedem Tage neues Wirken gibt.

So ist es also letzten Endes nicht die Sonne, was unserem Samenkörnlein Keimen, Wachstum und Reifen bringt? So ist es also nicht der Sonne Schuld, wenn unsere Saaten zerknicken und verdorren? So ist es also Gott, der alles schafft — und alles vernichtet?

Schwer sind derartige Gedanken. Der Mensch kann sie nicht fassen. Wie kann das nur sein? Der gute Gott nimmt uns unser Brot? Er ist es, der da Enttäuschung über Enttäuschung über uns kommen läßt und anstatt Segen Tränen gibt?

Brot. Früher beteten die Menschen um das tägliche Brot. Auch heute beten Millionen um diese Gabe aller Erdengaben. Mit nassen Augen wenden sie ihre flehenden Händen gen Himmel und beten um das Stücklein Brot, das sie nicht haben. Jesu Christi eigene Worte gebrauchen sie: Gib uns, o Vater im Himmel, unser tägliches Brot!“

Uralt sind diese Bittworte. So alt, wie die Menschheit seit dem Paradiesfluche im Laufe der

Jahrtausende geworden ist. Viele sind gerade durch diese Bitte ihrem Gotte ganz nahe gekommen, viele haben gerade durch diese Bitte gesündigt. Denn sie haben sie gebetet — und beten sie immer noch — ohne ihren Sinn verstehen zu wollen.

„Unser tägliches Brot gib uns heute" beten wir auch heute noch. Es geht uns aber eigentlich nicht mehr um das tägliche Brot. Wir haben es und wir finden keinen besonderen Grund, es uns von Gott immer wieder in Tränen und Demut zu erbetteln. Wenn wir beten, wir, denen wahre Not eine ganz fremde Sache ist, dann meinen wir viel mehr als nur das Brot. Wir meinen das, was wir ganz besonders haben möchten: Reichere Ernten, guten Verkauf, viel Geld, damit wir weiterbauen können an unseren Reichtümern. Es ist ja wahr, wirklich reich sind wir hier nicht. Jedenfalls nicht so reich, daß wir uns alles leisten könnten, was die Welt heute denen bietet, die im Besitze des Geldes sind. Das Verlangen nach so einem Reichsein ist aber da. Es ist ganz bestimmt in uns. So stark ist es in uns, wie die ewige Unzufriedenheit in uns wurmt und frißt, und ewig neues Hassen und Fluchen und Lügen und Hetzen gebiert.

Brüder und Schwestern beten, jeder im eigenen Hause, um das tägliche Brot. Und alle gebrauchen sie auch dieselben Vaterunserworte: „Geheiligt werde Dein Name! Zu uns komme Dein Reich! Dein Wille geschehe! Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben wollen!

Sie vergeben aber nicht! Sie heiligen den Namen des Herrn aber nicht! Das Reich Gottes ist ihnen keine Sorge, und der Wille Gottes findet in ihren Häusern und Herzen wenig Erfüllung.

„Meine Tochter ist gut verheiratet", sagte unlängst eine sonst ganz fromme Frau. „Ihr geht es aber besser als mir. Wir waren zu dumm. Die Jungen sind aufgeklärt. Ich habe vierzehn Kinder aufziehen müssen. Meine Tochter sagt, sie wolle noch keine Kinder. Und sie hat keine, obwohl sie schon über sechs Jahre verheiratet ist. Ihr geht es gut. Sie braucht sich nicht zu plagen. Warum waren wir Alten nicht so aufgeklärt wie die heutigen Eheleute es sind?"

Du lieber Gott, wo ist Dein Wille? Und was gilt Dein Wille noch unter uns Christen des zwanzigsten Jahrhunderts? Was hat uns nur so blind gemacht, daß wir beten, und immer nur das Betteln um das Reichwerden im Sinne haben, wenn wir Dich anrufen? Um nachher, wenn Du nicht gibst, was wir wollen, Dir den Rücken zu kehren oder gar zu fluchen wagen?

Beten heißt nicht betteln. Das allererste Gebet, das der Mensch seinem Herrn schuldig ist, heißt Anbetung. Das zweite Gebet heißt Danksagung. Heiße, innige, liebende Danksagung für das letzte Stücklein Brot. Das dritte Gebet heißt Reue ob unserer Sünden. Und dann erst kommt das Bitten um das tägliche Brot.

Dieses Beten haben wir jedoch nun schon fast vollständig verlernt. Wir wollen nur Gottes Gaben, Brot, und zum Brote alles Irdische hinzu, das uns hier auf Erden glücklich machen könnte. Und nachher das ewige Leben. Das alles wollen wir. Was wir aber immer weniger wollen, ist Gott selbst, Seine Freundschaft, Seine Liebe, Sein Alles.

Bei uns Menschen machen wir es kurz und bündig. Will jemand unser Geld und beschmutzt zur selben Zeit unsere Freundschaft, unsere Ehre oder unseren Namen, dann treiben wir ihn mit bösen Worten zum Hause hinaus. Gemein nennen wir so ein Handeln.

Was wir an anderen Menschen gemein nennen, tun wir aber selbst tagtäglich unserem Gotte an. Wir wollen Seine Gaben, seine allerreichsten irdischen Geschenke, Ihn selbst aber wollen wir nicht. Wollten wir Ihn wirklich, dann würden wir reich zu werden suchen an Demut, an Frömmigkeit, an Gottestreue und an heiliger Begnügsamkeit.

Geld ist nicht das einzige Gut, das reich macht. Es ist, im Gegenteil, das allerletzte aller glücklich machenden Güter. Reicher als Geld macht das Besitzen großer Gottesliebe und ehrlicher Frömmigkeit.

Blut. Es gibt ein Rot des Verderbens, und es gibt ein Rot der Erlösung. Ungehemmt floß rotes Blut, als Haß und Wut während der vergangenen Kriegsjahre über unsere Erde rasten. Mit diesem Blute wollten wir uns ein neues Zeitalter erkaufen. Und wir versuchen es immer noch. Warmes Blut floß vom Kreuze Jesu Christi. Im Zeichen dieses Blutes steht der Monat Juli. Der ganze Monat ist dem kostbaren Blute des Erlösers geweiht. Jenem Blute, das uns den Preis gezeigt hat, der für jeden wahren Frieden gezahlt werden muß. Und dieser Preis heißt: Mein eigenes Blut

und mein eigenes Opfer, nicht das Blut und das Opfer der anderen!

Des Monats Juli Sonntage gehören der Nachpfingstzeit an. Rot is die Farbe des hohen Pfingsttages. Glühend rot zeichnen wir symbolisch das brausende Leben, das mit dem Heiligen Geiste auf Erden kam. Und wir wissen, was damit gesagt sein will: Wir brauchen neue Menschen! Wir brauchen Menschen, deren Geister bis obenan gefüllt sind mit der Glut der opferbereitesten Wahrheit und Liebe!

Wir brauchen jene Menschen, die heute nur noch spärlich unsere Erde beleben. Menschen, deren Weisheit von Gottesliebe spricht, von der ganz einfachen Gottesliebe. Deren Weisheit verachtet und unnütz erklärt wird, weil sie nicht von klugen Plänen über Wirtschaft und Politik redet. Menschen, die das Gerechte leben und bei denen das Allergerechteste zu allererst kommt: Gib deinem Gott, was deinem Gotte gehört! Dein ganzes Lieben und dein ganzes Opfern!

Blut kann Erlösung heißen oder Verderben.

Die Welt ist heute voller wundersamster Gerüchte. Man spricht von Muttergotteserscheinungen im großen Lande des Hungers, in Deutschland. Man spricht von kommenden großen Strafgerichten über Länder, denen es heute so gut geht, daß die Menschen nicht mehr nur das tägliches Brot von Gott verlangen, aber noch vieles hinzu bekommen wollen — falls sie noch beten!

Wie wahr diese Gerüchte sind, wollen wir hier nicht beurteilen. Eines ist jedoch sicher: Es wird etwas kommen! Wann, das wissen wir nicht. Daß es kommen wird, hat uns Jesu Mutter selbst gesagt, als sie sich uns Menschen in Fatima zeigte. Daß etwas kommen wird, sehen wir mit eigenen Augen. Diese Millionensünde, in der wir leben, die wir atmen, die wir mitmachen und von der wir uns immer stärker gegen unser besseres Wissen verblenden lassen, kann unmöglich Segen bringen.

Es wird Blut kommen.

Glücklich dann der Mensch, der von keinem anderen als nur vom kostbaren Blute unseres Heilandes Jesu Christi Heil erwartet.

Der Schriftleiter.

Aus der Nachfolge Christi

Großen Frieden könnten wir genießen, wenn wir uns nicht kümmerten um anderer Reden und Tun, um Dinge, die uns nichts angehen. Wie kann lange im Frieden leben, wer sich in fremde Angelegenheiten mischt, wer auswärts Zerstreuung sucht, wer nur selten oder wenig die innere Sammlung pflegt? Selig, die in Einfalt ihres Herzens leben. Sie werden großen Frieden genießen.

Warum haben einige Heilige in der Vollkommenheit und beschaulichen Leben eine so hohe Stufe erreicht? Sie waren bemüht, allen irdischen Begierden gänzlich abzusterben. So konnten sie von ganzem Herzen Gott anhangen, konnten frei und ungehindert für ihre Seele sorgen. Wir hingegen werden von den Stimmungen des Gemütes allzusehr beunruhigt; auch streben wir zu ängstlich nach vergänglichen Dingen. Selten überwinden wir auch nur einen Fehler vollständig. Uns mangelt der Eifer, täglich vollkommener zu werden, deshalb bleiben wir kalt und lau.

Herrgott, forme mich zur großen Stille,
Die nur deine Gnad' bewegt,
All mein Sinnen, all mein Wollen,
Sei in deine Hand gelegt.

Forme mich zur großen Stille,
Dich verkündend in der Tat.
Forme mich, daß meine Liebe
Deiner Segnung Stärke hat.

Forme mich zur großen Stille,
Drin vergeht, was ward ohn' dich:
Ewiger Meister, forme mich! (Maria Dürr)



Raeuberfang

Von Ella Triebnigg

Humoristische Erzählung aus Ungarn

Auf den Sobri hatten die Behörden schon lange abgesehen, denn man konnte den Unfug nicht mehr länger mit ansehen, den dieser merkwürdige Betyar trieb. Er narrte nämlich alle Menschen. Die ehrwürdigste Amtspersonen, die Reichsten und die Mächtigsten waren vor seinem Uebermut nicht sicher. Er schlich sich in Frauengewändern in Unterhaltungen der Gutbesitzer ein, er belagerte Puszten, wenn man seine Wünsche nicht erfüllte, und er spielte sich geradezu als Richter auf, wenn nach seiner Meinung einem Armen Unrecht geschah. Als die kleine, braune Annicza des Hirten ihr Glück hätte machen können, weil sie dem Herrn Verwalter gefiel, da stahl er das Mädchen am hellen Tage, nahm aus der Wohnung des Verwalters noch verschiedenes mit, was er als ihre „Aussteuer" bezeichnete, und führte sie zu ihrem Burschen, dem Pali. Dann begleitete er das Paar zum Pfarrer, und der musste es gleich trauen. Das war Gewalt, jetzt musste der Betyar endlich doch gefangen werden.

Mit Landjägern aber bekam man ihn nicht, das war schon ausprobiert, also musste Militär verschrieben werden.

Mit den Soldaten allein aber wird man ihn auch nicht bekommen, meinte der schneidige und schlaue Leutnant, der sie befehligte. Er kannte die Schliche des Sobri, da musste noch List mithelfen, und als er das den massgebenden Amtspersonen vortrug, da waren sie einverstanden und davon überzeugt: So muss es gehen! Und man liess den Leutnant gewähren.

Der Sobri hatte überall seine Vertrauensmänner, seine Kundschafter, nichts blieb ihm verborgen; also musste man ganz offen handeln. Ein amtliches Schreiben wurde verfasst und an dem Gemeindehause angebracht; da stand es drinnen deutlich zu lesen, dass die Gespanschaft beschlossen habe, den Betyaren aus ihrem Kreise zu entfernen. Wenn er gutwillig gehe und sein Ehrenwort gebe, dass er fortan Ruhe halten und nicht wiederkommen werde, sei man sogar bereit, ihn mit einer Summe Geldes abzufinden. Er möge diese Summe bestimmen und sie sich im Komitatshause holen. Ueber diese Ankündigung war niemand erstaunt; denn es war nichts Neues oder Ungwöhnliches, dass die Betyaren von den Grundherren bestimmte Beträge bezogen, damit sie deren Besitz unbehelligt liessen. Warum sollte nicht auch eine Gemeinde oder eine Gespanschaft sich auf diese Art schützen? Es war das beste Mittel, denn wenn ein Betyar ein derartigs Abkommen schloss, dann konnte man sich auch darauf verlassen, dass er Wort hielt, wenn man ihn selbst nicht weiter verfolgte.

Ja, man war sogar noch überdies sicher von anderen Räubern; denn ein ordentlicher Betyar hielt es in solchen Fällen für seine Ehrensache, darauf zu achten, dass niemand sein Revier beunruhige.

Es vergingen einige Tage. Sobri liess sich Zeit, er war kein „Hungriger," den die Aussicht auf Geld blenden konnte. Dass er überdies vorsichtig war, wusste jeder, und man war gespannt, wie er sich nun verhalten werde.

Eines Tages steckte in der Frühe in der Eingangstüre des Gemeidehauses ein versiegeltes Schreiben. Es war vom Sobri. Niemand wusste, wie es dorthin gekommen war. Der Nachtwächter hatte keinen Menschen gesehen.

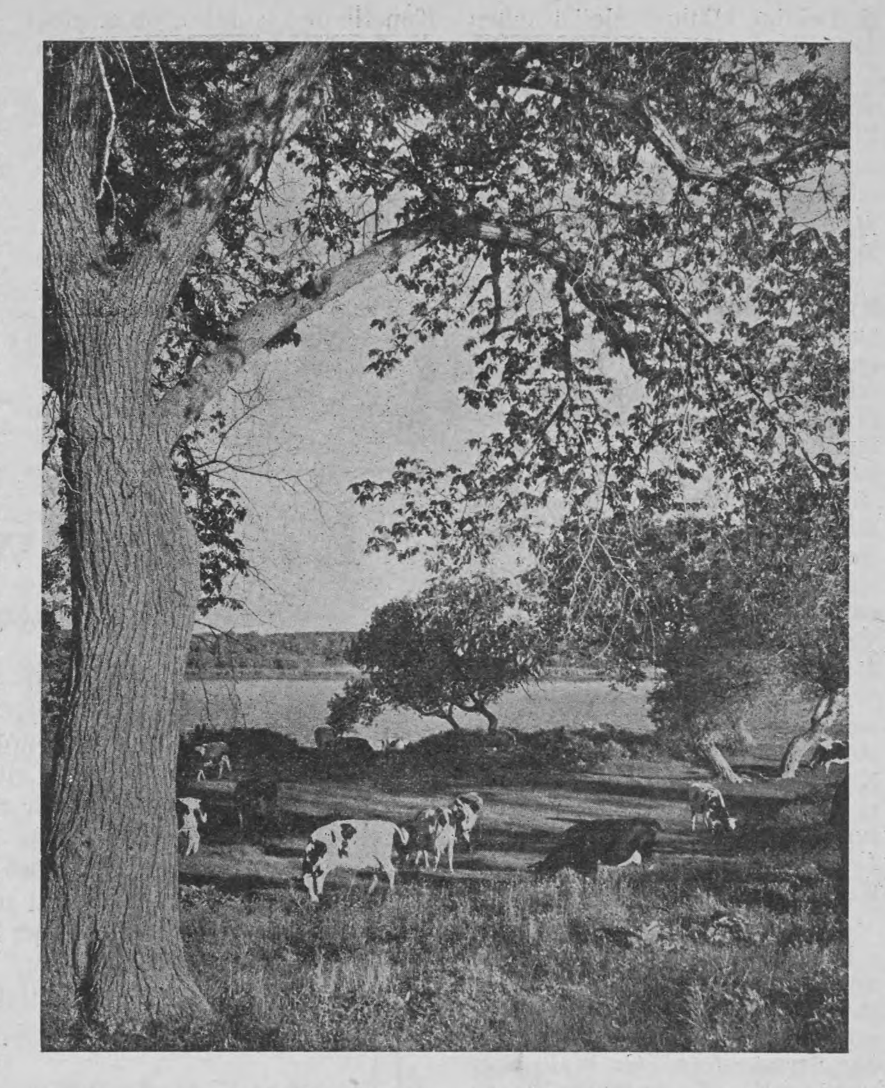
Das Schreiben war sehr höflich verfasst. Sobri dankte für das

Vertrauen, das man ihm entgegenbrachte, äusserte sein Bedauern, die ihm liebgewordene Gegend nicht wiedersehen zu sollen, war aber bereit, diesen Wunsch zu erfüllen. Der Gang zum Komitatshause liege ihm aus dem Weg, und einen Vertreter wolle er nicht senden, weil auch er am liebsten persönlich solche Angelegelenheiten schlichte; daher möge sich der Herr Leutnant an dem und dem Tag zur Mitternachtsstunde ganz allein bei der kleinen Kapelle hinterm Wald einfinden und ihm die Summe von so und soviel tausend Gulden überbringen. Auch er — Sobri — werde ganz allein zu dem Stelldichein erscheinen und über die empfangene Summe eine Quittung ausstellen. Zum Zeichen, dass es keine Falle sei und dass der Herr Leutnant ganz ohne Begleitung an den genannten Ort gekommen sei, müsse er die Brieftasche mit dem Geld in ein weisses Tuch gehüllt auf die oberste Stufe der Kapelle legen. Er selbst solle in der Kapelle warten und erst dann hervorkommen, wenn er einen scharfen Pfiff höre.

Der Leutnant schmunzelte als er das Schreiben las.

„Wir werden das Geld behalten und den Sobri bekommen. Schlau ist er, das ist wahr, aber nicht der allerschlaueste!“

Der Leutnant liess sich von den Behörden die vom Sobri gewünschte Summe Geldes geben und sorgte dafür, dass es in der Gemeinde bekannt und viel besprochen wurde. Es war eine stattliche Summe. Darauf schrieb er an Sobri einen offenen Brief, in welchem er ihm zusicherte, ganz allein um die Mitternachtsstunde in der Kapelle zu warten und das Geld in der gewünschten Art bereit zu halten. Und dann schickte er die Soldaten, mit denen er in die Gemeinde gekommen war, am Vormittag in die Stadt zurück. Jeder konnte sehen, wie sie abzogen. Sobris Wunsch war schon erfüllt, die Gemeinde ganz unbewacht. Und viele sagten, dass das sehr gut



sei, denn man dürfe den Betyar nicht reizen; andere schüttelten den Kopf.

In dieser Nacht schloss wohl keiner die Augen in der Gemeinde. Der Leutnant aber hatte Befehl gegeben, dass in der Ortschaft mit Eintritt der Nacht vollkommene Ruhe zu herrschen habe und dass in keinem Hause Licht brennen dürfe. Und so lag tiefe Stille über der Gemeinde, als der Herr Leutnant sich nach eingenommenem Nachtessen ganz allein und unbewaffnet auf den Weg machte, sein Versprechen zu erfüllen.

Auf dem halben Weg kam er zu einem verlassenen Schafstall, der nur im schlechten Wetter den Herden zum Unterstand diente. Der Leutnant sah sich vorsichtig um, keine Menschenseele war zu erblicken, kein Laut zu vernehmen weit und breit; über dem hellen Himmel segelte eine Wolke langsam dem Monde zu. Der Leutnant wartete, nach einer Weile verschwand der Mond hinter der Wolke, und plötzlich war alles in Finsternis gehüllt.

Nun schlich sich der Leutnant vorsichtig bis zum Tor des Schafstalles und versuchte es zu öffnen. Er murmelte dabei das Wort „Kapelle“ dreimal. Langsam öffnete sich der Torflügel, und eine Stimme erwiderte ebenso leise: „Mitternacht.“

Der Leutnant schlüpfte in den Schafstall hinein; darin befanden

sich einige Männer gleich neben dem Eingang.

„Ist alles in Ordnung?“ fragte der Leutnant. „Kennt ihr euere Pflicht?“

„Jawohl!“ sagte der eine, schlug die Hacken zusammen und meldete sich ordnungsgemäss als Zugführer Fekete.

Der Leutnant war höchst zufrieden, alles klappte. Insgeheim hatte er den abziehenden Soldaten den schriftlichen Befehl verschlossen mitgegeben, dass man ihm hierher einen Zug anderer Mannschaften aus der Stadt unbemerkt schicken solle. Er werde ohne Begleitung zur Kapelle gehen, aber die Soldaten sollten sich in der Nähe verbergen. Für alle Fälle wiederholte der Leutnant dem Zugführer Fekete die Verhaltungsmassregeln noch einmal genau.

„Lassen Sie die Leute einzeln sich anschleichen und gut verstecken. Sie bleiben in meiner Nähe. Warten Sie ab, bis der Sobri das Geld hat, keine Uebereilung und alles geräuschlos. Die Leute müssen die Kapelle im Kreis umschliessen.“

„Zu Befehl!“

Der Leutnant schlüpfte wieder aus dem Schafstall heraus. Es war noch immer finster, und er setzte seinen Weg gemächlich auf der Strasse fort. Der Wald aber war auch auf anderen Wegen durch die Felder und Weingärten zu erreichen; der Zugführer Fekete hatte also genügend Gelegenheit, seine Aufgabe zu lösen.

Es fehlte noch eine gute halbe Stunde bis Mitternacht, als der Leutnant zur Kapelle kam. Ein starker Wind hatte eingesetzt, im Wald brauste und knackte es schaurig, und nur ab und zu guckte der Mond aus den treibenden Wolkenfetzen hervor. Die Kapelle war im Rücken durch den Wald gedeckt, stand auf einem kleinen Hügel und war von weitem zu sehen. Unter ihr jedoch begann ein struppiges Gehölz, die Lage war günstig für sichere Verstecke.

Der Leutnant machte zuerst einige Male die Runde um die Kapelle und lauschte, ob er nicht die Annäherung seiner Leute erhorchen könnte.

Nichts war zu vernehmen. Das beunruhigte den Leutnant aber nicht, er war davon überzeugt, dass sie sich noch vor dem gegebenen Augenblick sicher auf ihren Posten befinden würden; vielleicht waren sie auch schon da. Denn wenn man nicht auf der Strasse kam, konnte man den Weg abschneiden.

Eine Minute vor Mitternacht hüllte der Leutnant seine Brieftasche, in welcher sich das Geld befand, in ein weisses Tuch und legte sie dann auf die oberste Stufe der Kapelle. Er selbst ging in die Kapelle hinein, die Türe fand er angelehnt und er lehnte sie auch wieder geradeso an, stellte sich hinter sie und lauschte. Er musste jedes noch so leise Geräusch hören, der Räuber konnte nicht unbemerkt heranschleichen.

Es vergingen einige lange Minuten, dann noch einige. Nichts rührte sich, der Sturm sang weiter, der Wald rauschte wie ein

Lebensweisheit

Sprüche Salamons, Kap. 13

Großen Schweigern ist zumeist großer
Erfolg beschieden;
Vielschwätzer hingegen verderben sich
leicht ihre eigene Zukunft.
Die Faulpelze ersticken an ihren ungezählten
Herzenswünschen,
der zähe Wille des Fleißigen indessen
führt von Erfolg zu Erfolg.
Ein ordentlicher Mensch haßt Ränke und
feige Hinterlisten,
währen die Gottlosen davon leben
trotz Schimpf und Schande.

Arme Schlucker spielen gerne den großen
Herrn.
Echter Reichtum dagegen hält auf
sparsames, einfaches Leben.
Hastig erraffter Reichtum hat selten langen
Bestand.
Sorgfältig gesammelte Schätze dauern
am längsten.
Aussichtslose Hoffnungen machen die Seelen
krank,
aber erreichte Wunschziele geben neue
Lebenskraft.
Verschmähter Rat rächt sich meist durch
törichte Taten.
Befolgte Gebote bewahren vor Not
und Strafe.
Zucht und Anstand schaffen dir reiche Gunst.
Die Unverschämten müssen sehr oft harte
Dornenwege gehen.



Mission ist grosser Fischfang. Der Schriftleiter nach der Mission in der St. Familiengemeinde in Vancouver beim Fangen anderer Fische.

aufgepeitschtes Wasser, sonst war nichts zu vernehmen.

Sollte er vielleicht doch schon da sein? Oder war er bereits wieder fort?

Vorsichtig lugte der Leutnant durch den Türspalt, die Brieftasche lag unberührt in ihrer weissen, weithin sichtbaren Umhüllung auf demselben Platz, wohin er sie gelegt hatte. Nur Geduld haben.

Das Warten aber ist eine qualvolle Sache, und der Leutnant war jung und feurig. Nach einer Weile versuchte er es sein Feuerzeug in Brand zu setzen, damit er die Zeit auf seiner Uhr sehen konnte. Er zog sich in die eine Ecke der Kapelle zurück und deckte mit seinem Körper den schwachen Schein des aufflammenden Feuerzeuges. Die Uhr zeigte eine halbe Stunde nach Mitternacht. Der Herr Sobri spielte den Herrn, liess sich Zeit!

Plötzlich zuckte der Leutnant zusammen. — War das nicht ein Pfiff? Blitzschnell stand er bei der Tür, er konnte aber nichts sehen. Nun hielt ihn aber auch nichts mehr, er war erregt und musste sich Luft verschaffen. Darum verliess er mit gewaltsam erzwungener Ruhe die Kapelle. Eine Weile machte er auf der obersten Treppenstufe Halt, sah sich forschend um und wollte gesehen werden, dann ging er langsam die Stufen hinab und um die Kapelle herum.

Nichts rührte sich, nichts war zu sehen.

Nun begann der vordem so zuversichtliche Leutnant zu überlegen: Was sollte es bedeuten, dass der Sobri nicht Wort hielt?

Wenn er die Falle gemerkt hätte, dann würde er sich entweder bereits gerächt oder doch eine Nachricht hierher gesendet haben. Entweder hätte der Leutnant hier ein Schreiben vorgefunden oder er und seine Leute wären von den Betyaren überfallen worden.

„Ich muss noch warten. Schliesslich ist eine Stunde Verspätung noch keine Ewigkeit. Von woher soll der zügellose Betyar militärische Pünktlichkeit kennen?“

Der Leutnant ging in die Kapelle zurück und wartete wieder eine halbe Stunde. Dabei lauschte er angestrengt, ob er nicht vielleicht seine eigenen Leute sich rühren höre. Endlich aber geriet er in Zorn.

Mit festen Schritten verliess er die Kapelle, nahm die umhüllte Brieftasche an sich, steckte sie in seine Brusttasche und rief vernehmlich: „Zugführer Fekete!“

Dieser stand sofort wie aus der Erde gewachsen vor ihm.

„Habt ihr nichts bemerkt? Kein verdächtiges Geräusch gehört?“

„Nichts, Herr Leutnant!“

„Wo sind die Leute?“

Der Zugführer stiess einen schrillen Pfiff aus; im Nu waren sie von den Soldaten umgeben, sie mussten in der nächsten Nähe verborgen gewesen sein.

„Bravo! Sehr gut haben Sie das gemacht!“, lobte der Leutnant. „Nun gehen Sie mit ihren Leuten einen Streifgang machen. Mit aller Vorsicht. Verstanden? Ich erwarte Sie hier. Oder noch besser, wenn Sie nichts finden, treffen wir uns beim Schafstall.“

Er zog die Uhr, im selben Augenblick war es wieder etwas heller, man konnte die Zeiger unterscheiden.

„Jetzt ist's ein Uhr vorbei. Ich gehe langsam voraus, in einer halben Stunde können wir uns treffen.“

Sehr verstimmt machte sich der Leutnant auf den Rückweg. Der Herr Betyar ist halt feig!, dachte er sich verächtlich; dann aber stiegen ihm Bedenken auf, ob er nicht doch leichtsinnig gehandelt hatte, die Gemeinde schutzlos zu lassen? Wie, wenn unterdessen der Sobri dort einen Besuch abgestattet hatte? Die Verantwortung hatte er zu tragen und dazu den Spott, weil er ja so sicher gewesen war, seine Aufgabe erfolgreich zu lösen.

Solche Gewissensbisse haben ein schweres Gewicht, sie belasten den Menschen und rücken ihm sein Ziel immer weiter, als sollte er es nie mehr erreichen. Dazu trieb in dieser verteufelten Nacht der Wind sein Spiel, dass man sich seiner kaum erwehren konnte. Bald zerrte er am Mantel, bald fuhr er in die Augen mit einer Handvoll Sand, und am Himmel jagte er die Wolken wie

ein wildes Heer. Man konnte kaum einige Schritte weit vor sich sehen, der Mond war stets bedeckt.

Endlich kam der Leutnant doch zum Schafstall; es war noch niemand da, das Tor geschlossen. Das Warten bei der Waldkapelle hatte aber die Geduld des Getäuschten schon auf eine zu harte Probe gestellt, er geriet nun in Wut.

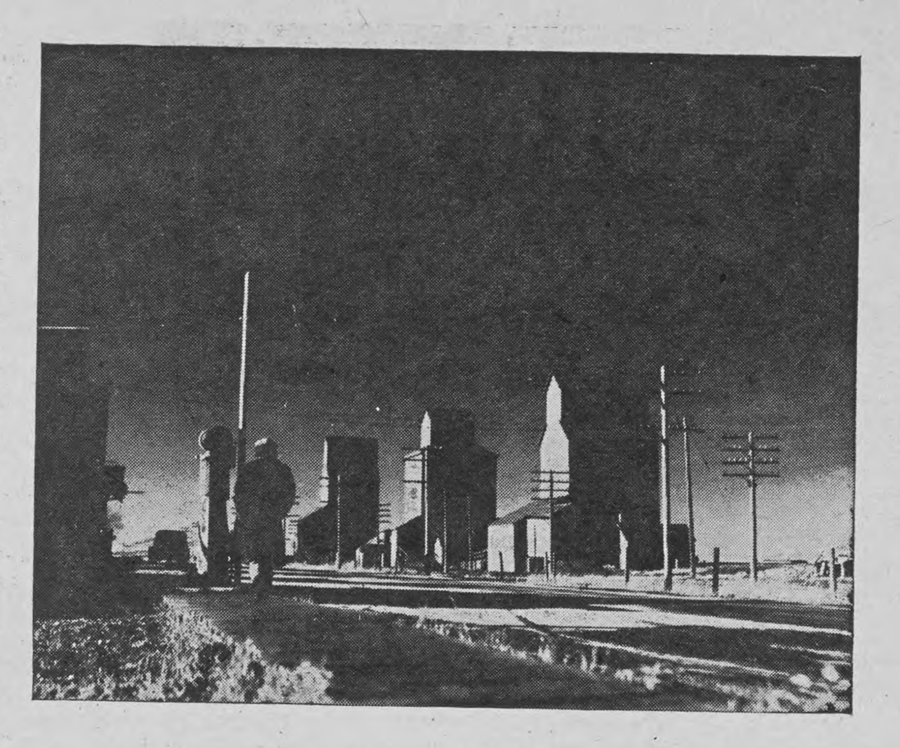
„Wie lange die Kerle brauchen, bis sie hierherkommen! Sie müssten ja schon hier sein. Oder sollten sie doch noch einen guten Fang gemacht haben?“

Dieser Gedanke verscheuchte für eine Weile den angesammelten Unmut. Es dauerte aber nicht lange, da brach er wieder hervor.

„Es fehlt nur noch, dass sie sich verlaufen haben! Solche Burschen sind oft blitzdumm. Der Fekete sah zwar schneidig aus, aber man kann sich oft gerade in solchen Menschen täuschen. Selbständig handeln kann keiner. Und dann, bequem sind solche Herrschaften, das Wetter wird ihnen unangenehm sein, und sie hocken vielleicht auf einer geschützten Stelle. Oder sollten sie etwa doch schon hier sein und im Stall drinnen warten?“

Einer plötzlichen Ahnung folgend, ging der Leutnant zum Schafstall und versuchte das Tor zu öffnen, das aber war fest zu. Von aussen war der grosse Holzriegel vorgeschoben.

Schliesslich kann ich ja selbst lieber da drinnen warten, dachte der Leutnant, schob den Riegel weg und trat in den stockfinsteren Raum. Es war kein behaglicher Aufenthaltsort, aber doch vom Wind verschont; man hörte ihn nur um die Holzwände pfeifen, und das Dach knarrte, als wollte es einstürzen. Das Tor aber liess der Leutnant deshalb doch offen und sah ununterbrochen aufmerksam hinaus; denn zu viel Vorsicht schadet nie. Man konnte nicht wissen, welche Ueberraschung noch bevorstehen mochte. Ausserdem wollte er sehen, wann der Fekete mit den Leuten zurückkam.



Wie der immer ungeduldiger Werdende so wartete, schien es ihm plötzlich, als regte sich etwas hinter ihm. Er lauschte angestrengt, sogar den Atem hielt er an. Nach einer Weile wiederholte sich das Geräusch, es klang wie ein Aechzen und war von einem leisen Scharren begleitet. Der Wind konnte das nicht sein, es musste von einem Tiere oder von einem Menschen herrühren, und zwar kam es aus nächster Nähe, aus dem Inneren des Stalles. Der Leutnant stiess den Torflügel ganz auf, es war jedoch auch draussen ganz finster, er konnte nichts sehen.

„Ist wer da? He!“, rief er aufmunternd. Ein klägliches Wimmern war die Antwort. Da trat er beherzt einige Schritte in den Stall und schlug auf sein Feuerzeug, dass die Funken sprühten. Für einen Augenblick gab es einen schwachen Lichtschimmer; in einer Ecke des Stalles lagen einige Gestalten.

„Was, zum Teufel, ist hier geschehen?“

Aber schon hatte der Zündschwamm einen Funken festgehalten, der glimmte weiter. Der Leutnant suchte nach etwas Stroh, drehte es leicht zusammen und hielt es an den glimmenden Schwamm. In wenigen Sekunden flammte es auf, und nun konnte der Leutnant ganz genau sehen, dass etwa ein Dutzend Männer gefesselt und geknebelt und nur mit ihren Unterkleidern angetan nebeneinander lagen. Er riss dem nächsten das Tuch aus dem Munde und rief ihn befehlend an:

„Wer seid ihr? Wie kommt ihr hierher? Was ist euch geschehen?“

„Ich melde gehorsamst, Herr Leutnant, ich bin der Fekete, und das sind meine Leute. . . “

„Du lügst, Kerl!“ donnerte der Leutnant erbost. Der Mann war ein untersetzter rotblonder Mensch, der Fekete ein schlanker, schwarzhaariger. „Ich war doch erst vor kurzem mit dem Fekete beisammen. Der muss mit den Soldaten jeden Augenblick kommen, dann werden wir ja sehen, was für Vögel wir hier im Garn haben!“

„Gnädiger Herr Leutnant, befreien Sie uns! Ich lüge nicht . . . der andere, der mit Ihnen ging, das war der Sobri . . . er hat uns

(Schluss auf Seite 32.)

Von Rom nach Indien und noch weiter

Reisebrief des hochw. Herrn Generalassistenten Johannes Boekenfoehr, O.M.I., an den Schriftleiter.

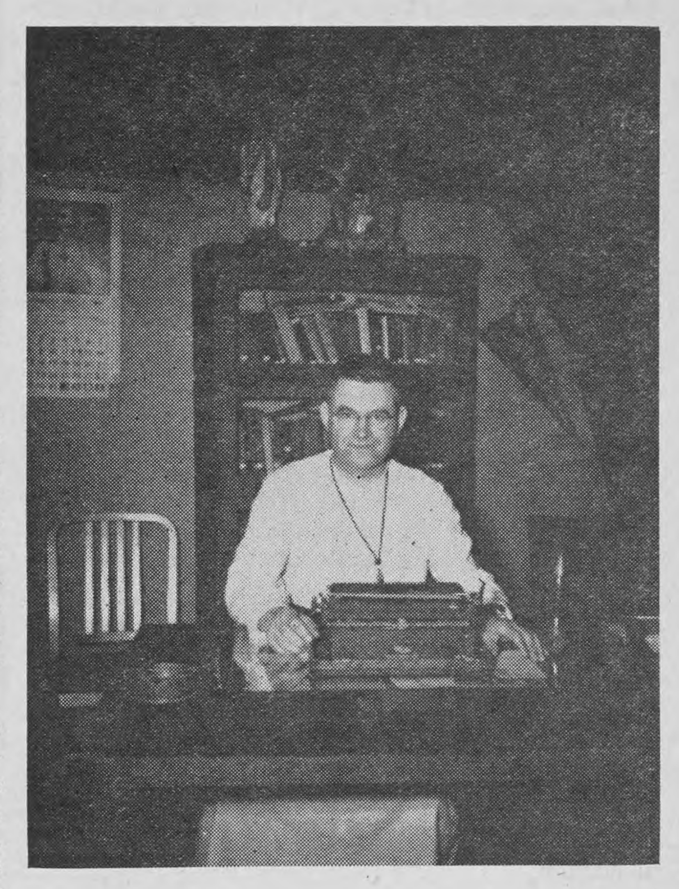
Fortsetzung.

Voriges Jahr begann für die Ceylonesen ein neuer Zeitabschnitt der Geschichte ihrer Insel. Er kam mit der Unabhängigkeitserklärung Indiens. Die Staatsbehörden, zum grössten Teil Anhänger des buddhistischen Religionsglaubens, baten den Heiligen Vater, einen persönlichen Vertreter zur Unabhängigkeitsfeier nach Ceylon zu senden. Pius XII. erwählte Msgr. Vagnozzi. Msgr. Vagnozzi war Ehrengast im Erzbischöflichen Palast zu Colombo. Seine offene Persönlichkeit gewann ihm sofort überall Freunde.

Die Unabhängigkeitserklärungsfeier ähnelte in Vielem den Zeremonien des kanadischen Parlaments. Der Fürst von Glouchester verlas das Dokument, durch das Indien frei erklärt wurde. Die ganze Insel schwelgte in Jubel und Freude. Es ist unmöglich alles aufzuzählen, was man an jenem denkwürdigen Tage auf der Insel Ceylon sehen konnte. Da waren Strassentänzer, da war Parahera — eine eindruckerweckende Fackelparade —, da waren Feuerräder, da waren 128 Elephanten im grossen Umzug.

Zur selben Zeit feierte die katholische Kirche Ceylons das hundertjährige Jubiläum der Oblatenarbeit unter den Ceylonesen. In der Diözese Jaffna veranstaltete man eine Diözesanprozession mit dem Bilde Unserer Lieben Frau von Madhu. Nur ein einziges Mal war dieses Gnadenbild aus seinem Heiligtum getragen. Es war zur Zeit der Katholikenverfolgung von seiten der Kalvinisten, als man das Gnadenbild zum ersten Mal durch die Dschungeln trug, um es vor entheiligenden Händen zu schützen. Ihre zweite Pilgerreise machte Unsere Liebe Frau im Jahre 1948, im Jubiläumsjahr der Oblatenmissionare von Ceylon.

Jede Pfarrgemeinde und jede Missionsstation wurde vom Gnadenbilde besucht, und überall wurde das Kommen des Bildes durch eine dreitägige Mission vorbereitet. Die Ceylonesen werden diese Bussprozession Unserer Lieben Frau von Madhu nie vergessen. Königlichen Empfang bereitete man dem Gnadenbilde allüberall, und Hand in Hand mit der Freude, die Unserer Lieben Frau auf jedem Wege und Stege entgegengebracht wurde, ging die Vertiefung der Liebe zu Maria und ihrem Sohne Jesus. Jaffnas Bischof, der hochwürdigste Herr Alfred Guyomard O.M.I., erzählte mir, dass diese Marienprozession seine ganze Diözese aufgewühlt habe. Ueberall bete man jetzt den Familienrosenkranz, überall herrsche grössere Frömmigkeit.



Die Erzdiözese Colombo beging das Jubiläumsfest der Oblatenmissionare Ceylons mit einem grossen Marianischen Kongress, dem eine Missionsaustellung angeschlossen war. Vier Tage lang dauerte dieser Kongress, an dem alle Bischöfe Ceylons, unzählige Priester und Gläubige teilnahmen. Auf dem Grundstück des bekannten St. Josephskollegs von Colombo (ein Oblatenkolleg) wurde ein mächtiges Stadium gebaut, vor dem, auf hoher Plattform, ein sehr geschmackvoller Marienaltar gebaut ward. An diesem Altar fand an jedem der vier Kongresstage ein feierliches Pontifikalamt statt. Der erste Tag der Kinder, der zweite für die Priester und Ordensleute, dann folgten die Kongresstage für die katholischen Laien. Abgeschlossen wurde der Kongress mit einer

mächtigen Prozession, die von der wirklich schönen Kotahena Kathedrale zum St. Josephskolleg führte. Man schätzte die Zahl der Prozessionsteilnehmer auf 100,000. Nie hatte Colombo so etwas gesehen. Die nichtkatholischen und nichtchristlichen Einwohner kamen aus dem Staunen nicht heraus.

Am Altare der heiligen Gottesmutter weihte der Erzbischof Colombos sein katholisches Volk dem Unbefleckten Herzen Mariens, und das Volk Ceylons weihte sich aus ganzem Herzen mit. Eindrucksvoll war, was ich in jenen Tagen im Missionslande von Ceylon sehen konnte. Die Liebe Gottes ist dort eingezogen und hat sich tief in den Herzen der Eingeborenen verwurzelt. Eine schönere Frucht der hundertjährigen Oblatenarbeit im früheren Heidenlande Ceylon hätte man wirklich nicht erwarten können. Als ich die grossen katholischen Glaubenskundgebungen des Marianischen Kongresses zu Colombo sah, glaubte ich kaum, in einem Lande zu sein, in dem wir Oblaten Heiden missionieren. Gottes Segen ist gross. Gross ist aber auch immer noch die Missionsarbeit, die wir Oblaten noch zu leisten haben. Wir stehen aber ganz unter dem Schutz und der mütterlichen Leitung der Unbefleckten Jungfrau. Grosses hat sie bis jetzt durch uns unwürdige Diener geleistet, Grosses wird sie auch weiterhin leisten.

Die Missionsausstellung zu Colombo ist kaum zu beschreiben. Man sah dort so viele Sachen und Statistiken aus dem Missionsleben der Oblaten in Ceylon ausgestellt, dass man es einfach nicht aufzählen kann. Ich habe nie eine so ausführliche und klarbildliche Missionsausstellung gesehen als die zu Colombo. Es braucht wohl kaum hinzugefügt werden, dass unsere guten Ceylonesen in langen Schlangereihen vor dem Ausstellungsgebäude standen, um geduldig auf Eintrittsmöglichkeit zu warten.



Der erste Schritt.

Es war inzwischen Juli geworden. Am 3. Januar 1948 hatte ich Rom verlassen. Der Dienstbesuch, den ich allen Missionsstationen Ceylons abstatten musste, nahm sieben volle Monate meiner Zeit in Anspruch. Fast 6000 Meilen musste ich in dieser Zeit im Auto zurücklegen. Mein freundlicher und erfahrener Begleiter war der hochwürdige Provinzialobere Pater Bizien O.M.I. Unser Chauffeur hatte den allerbesten Willen, uns in allem hilflich zu sein. Leider konnte er kaum Englisch. Er sprach nur singalesisch. Pater Bizien O.M.I. sprach die Sprache der Tamulen, die der Chauffeur ganz und gar nicht verstand. Und ich verstand weder das eine noch das andere. Es ging aber doch gut. Wir verständigten uns auf dem Wege der Zeichensprache, und wenn unser Fahrer uns missverstand — was oft genug vorkam — liessen wir die Sache einfach gehen.

Was unsere Oblatenmissionare, und unter ihrer Leitung die Schulbrüder und Ordensschwestern, in Ceylon erreicht haben, brachte mich ins Staunen. Einer unserer Missionsbischöfe sagte einmal: „Unsere Oblatenmissionare sind Martyrer der Eintönigkeit.“ Wie wahr dieser Ausspruch ist, konnte ich selbst miterleben. Jeder unserer Oblatenmissionare der Insel Ceylon hat 3000 bis 4000 Seelen zu versehen, die in grösseren und kleineren Missionsstationen seinen Distrikt bewohnen. Langen Stunden hat der Missionar im Beichtstuhl zu verbringen. Lange Stunden muss er Religionsunterricht erteilen. Viel Zeit muss er der Verwaltungsarbeit seines Gebietes hinopfern. Der Missionar hat wirklich viel weniger Zeit als die Priester gutorganisierter Pfarreien christlicher Länder sie haben. Bedenkt man das furchtbare Klima, in dem der Missionar all diese Arbeiten verrichten muss, dann weiss man, was ich meine. Der bekannte Oblatenschriftsteller Pater Duchaussois O.M.I. sagt in seinem Buche „Unter der Tropensonne Ceylons“, kein europäischer oder amerikanischer Priester könne sich vollständig an das Klima Cey-

lons gewöhnen. Man müsse sie jedes Jahr zwecks Wiederaufbaus ihrer Kräfte in das Berggebiet Ceylons schicken. Während meines Aufenthaltes auf der Insel Ceylon starb ein junger Oblatenmissionar an den Folgen eines Sonnenstiches.

Am 23. Juli verabschiedete ich mich von den tapferen Missionaren der schönen Insel Ceylon. Meine Arbeit war getan und die Pflicht rief mich in andere Lande des Orients. Um halb neun vormittags stieg mein Flugzeug auf. Es nahm mich zuerst nach Madras, und von dort nach Bangalou — es war drei Uhr Nachmittag, als wir dort ankamen. Dort hatte ich die grosse Ehre, den Apostolischen Delegaten — den persönlichen Vertreter des Heiligen Vaters — Indiens zu treffen. Ich nahm bei den Schwestern vom Guten Hirten Wohnung. Bangalou war mir eine wahre Erholung. Es liegt ein paar tausend Fuss über dem Meeresspiegel, sein Klima ist demnach sehr mild. Vier Tage blieb ich dort. Dann ging es weiter, über Madras der Ostküste Indiens entlang nach Calcutta. Pater Antonius, der auf der Universität Calcuttas Sozialwischenschaft studiert, empfing mich im Flughafen. Er nahm mich sofort ins erzbischöfliche Palast, wo ich mit grösster Gastfreundschaft aufgenommen wurde.

Am ersten August verliess ich Indien. Es war nach Mitternacht, als ich das Flugzeug bestieg, das mich auf mein nächstes Arbeitsfeld tragen sollte. Ich fuhr über Burma nach Bankok, der Hauptstadt des Königreiches Siam. Um acht Uhr morgens landeten wir in Manila, der Hauptstadt der Philippinen.

Nun war ich wieder einmal unter Oblaten. Alle Oblatenmissionare der Philippinen zu besuchen, mich mit ihren Arbeiten, Lasten und Sorgen bekannt zu machen, Einsichten in ihre Pläne und Erfolge zu nehmen, war ich gekommen. Man empfing mich jedoch nicht wie man den Vertreter höchster Vorgesetzter empfängt, man nahm mich auf im Geiste herzlichster Brüderlichkeit, und diese liebe Brüderlichkeit blieb bis ans Ende meines Dienstaufenthaltes auf den Philippinen.

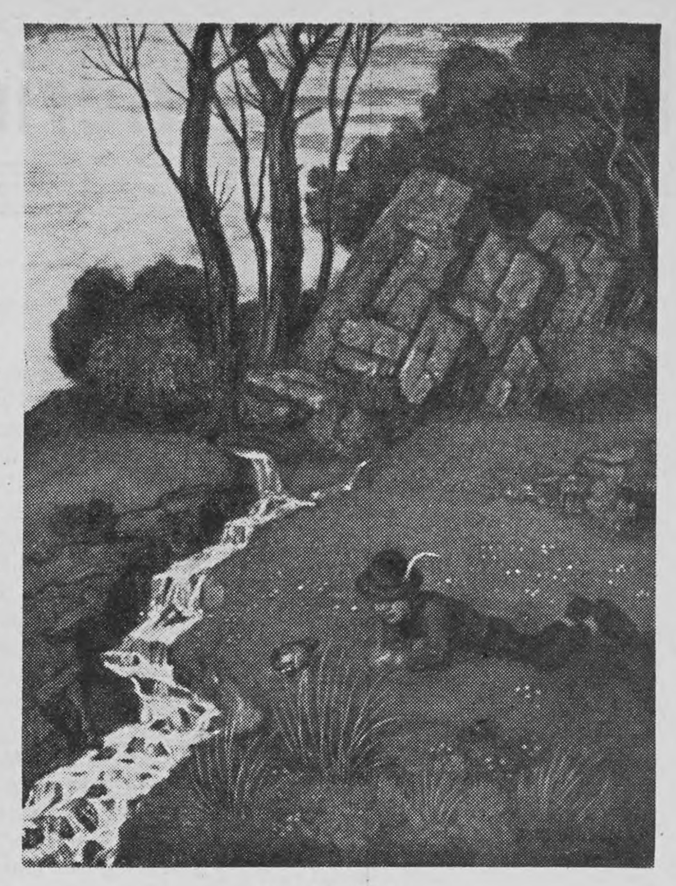
Fortsetzung folgt.

BITTE

O, dass ich DICH erkännte
In Deiner Heilandshuld,
In Deiner süssen Minne,
In Deiner Gottgeduld!

Und dass ich MICH erkännte,
In meiner Sünde rot,
In meines Herzens Härte,
In meiner Menschennot!

Margarethe Hohenbühel



Das Bächlein.

Wer mit guten und anständigen Menschen verkehrt, wird selber gut, schlechte Freunde dagegen sind wie ansteckende Krankheiten.

Die Sünder leben unter einem Unglücksstern. Dem Charaktervollen leuchtet früh oder spät die Sonne des Erfolges.

Der wohlbestellte Acker des Armen strotzt von üppigem Ährengold, während unngerechte Reichtümer wie Nebel dahinschwinden.

Liebst du dein Kind, erspare ihm nicht den strafenden Stock. Weichliche Rutenfurcht verrät Mangel an echter Liebe.

Die Weisheit kluger Frauen baut Häuser auf; törichte Weiber hingegen reißen sie nieder.

Die Pfoertnerin

Einer alten Legende nacherzählt

Von Marianne Spitzler

Auf einem kleinen, wundersam stillen Eilande, das die Wogen eines tiefen, tiefen Sees wie eine Krone an Tag und Licht getragen, erhebt sich inmitten blühender Gärten und rauschender Bäume ein weisses Nonnenkloster, umfriedet von starken Mauern. Weltabgeschiedene Ruhe liegt darüber und tönten nicht manchmal zu Orgelbrausen und Glockenläuten die lieblichen Gesänge heiliger Lieder zu den armen Fischerhütten am Strande, man glaubte, die hohen, feierlichen Gestalten, die zwischen Lilien- und Rosenbeeten mit langsamen Schritten wandeln, seien die Seelen längstverklärter Geister.

Die Pförtnerin des stillen Klosters auf der wellenumrauschten Insel war Klarissa, eine gar hochgeborene, junge Nonne. Ohne weiche, zärtliche Mutterhände und Mutterliebe war sie in den weiten, hallenden Räumen eines einsamen Schlosses aufgeblüht, Vater und Bruder nur aus flüchtigen Tagen kennend, wenn das wanderlustige Blut beide wieder heimwärts trug. Verstanden hatten sie sich nie. Wohl war in ihr oft eine solch heisse, unbezwingliche Sehnsucht nach einem fremden Etwas, nach einem Wesen, das sie an ihr Herz drücken dürfte in zärtlicher Liebe, eine Sehnsucht nach Weite und Freiheit . . . aber das war nur tief unbewusst in dem jungen Herzen und brach sich niemals Bahn. So kam es, dass die stille, fromme Herrin, zur Jungfrau erblüht, mit einer klaren, tiefen Selbstverständlichkeit den Schleier nahm, ohne das jauchzende Leben vor ihr, die ganze Fülle von Süsse auch nur im Traume geahnt zu haben, ohne sich selbst und ihre Seele mit all den verborgenen Wünschen und Sehnsüchten ahnend zu begreifen.

Seit drei Jahren war sie nun die Pförtnerin des weissen, starkumfriedeten Klosters im See. Es dünkte ihr alles über die Massen feierlich schön darin, schön die Rosen und Lilien im Garten, die weissen ziehenden Wolken über dem Grün der Bäume, schön die feinen sandigen Wege und die dunklen, hallenden Gänge im Kloster, schön ihre arme, weisse Zelle mit dem dunklen, eichenen Kreuze, am schönsten aber wohl das hohe, lindenholzgeschnitzte Madonnenbild, das vor ihrer Zelle stand und in wunderlieblicher Milde auf das purpurrote Lämpl in niederschaute, das tagaus und ein zwischen Blumen und Zweigen ihr zu Ehren brannte und das Klarissas frommer Sinn zu pflegen hatte. Vor der Ampel dufteten denn auch immer die ersten, scheuen Märzveilchen, die ersten Mairosen, die letzten Herbstastern. Vor der Ampel schimmerten die Weinachtszweiglein, brannte die Osterkerze. Vor das Bild trug Klarissa all ihre frommen Lieder und Gebete, ihr Herz und Seele.

Da kam der Lenz! Donnernd sagten ihn die Wogen an, die zartweiss-wehenden Wolken brachten aus fernen Landen zartweiss-wehende Grüsse mit und die kleinen Fischerkinder, die vor Klarissas Pförtner-fenster sassen, sangen von nichts anderem mehr als von Blumen, Ringelreihen und schöner, lustiger Zeit. Dreimal schon hatte Klarissa den Lenz an die Klostermauern pochen hören, stark und sieghaft, niemals aber dünkte ihr's so stark und sieghaft wie diesmal. Eine heisse Welle brach in ihrem Herzen auf, sprang in die sehnenden Augen, bebte in den fromm-gefalteten Händen und glitt durch alles Denken und Sinnen: O Leben, o Lenz, o Weite!

ERBARME DICH!

Wer ein Wort des Lebens besitzt und es nicht weitergibt — oder wer im Besitze der wahren Religion ist und nichts tut zu ihrer Verbreitung — der gleicht einem Menschen, der zur Zeit der Hungersnot Korn im Speicher hat und die Hungrigen an seiner Schwelle umsinken lässt.

KALT oder WARM?

Wenn du sagst, ich liebe Gott, tust aber nichts dafür, dass die anderthalb Milliarden Heiden Gott auch lieben lernen, dann täuschest du dich selbst oder lügst. Man kann nämlich nicht Gott lieben und dabei kalt bleiben, wenn die andern ihn schmähen.

Man muss so leben, dass man das, was man auf dem Gewissen hat, dem ärgsten Feind anvertrauen kann.

Seneca.

Hatten die ersten Schwalben jemals so hold gesungen, zogen die Wolken nur diesmal so sehnsüchtig und lockend über den Garten hin und wie mussten nun in ihrem wilden Gartenwinkel zu Hause die wilden Veilchen blühn!

„Grüsse mir die Veilchen, Wind, grüsse mir . . .“ da erschrak sie vor sich selber. Was war das in ihr, das so stark und übermächtig aufwachte, was war das für eine Sehnsucht, die nicht mehr Genüge fand an den dunklen, hallenden Gängen, der weissen, kleinen Zelle?

Sorgend und mit tiefem Fragen ruhten die gütigen Augen der greisen Aebtissin auf der jungen Nonne, mit einer mütterlichen Erbarmung betete sie in der kühlen, dämmringen Kapelle für sie allein, sie, die so viel vom Leben gesehen und empfunden hatte und die erst nach mancherlei Irrfahrten an der Klosterpforte für immer heimgefunden. Die Aebtissin wusste, dass Klarissas Herz an Weltsehnsucht krankte. Und Klarissa selbst? Was nützten ihre stummen, weinenden Bitten vor dem dunklen Madonnenbild, ihre bitteren Anklagen vor dem Priester? Was halfen auch die stillen Stunden des Friedens, die dem Sturme folgten und das Herz in Schlummer wiegten? Zwingender nur und mächtiger wachte die Sehnsucht nach der Freiheit, nach der blühenden Weite wieder auf.



An einem der so seligen, allesverheissenden Spätfrühlingstage vor dem Gebetläuten trug ein schwanker, verschwiegener Kahn die junge Nonne heimlich hinaus in die Welt, ihrer Sehnsucht entgegen! Aber seltsam, niemand in dem weissen Nonnenkloster vermisste Klarissa. Nein, sie wunderten sich nur, dass die junge, blonde Pförtnerin von diesem Tage an so seltsam still und heiligfromm ihre Pflicht tat, dass mit einem Schlage alle Unruhe und Gedrücktheit abgefallen war, dass es vielmehr wie ein heimliches Leuchten auf ihrer klaren Stirne lag, wie der Duft über Rosen. Seltsam war auch, dass gerade von jenem Tage an das hohe, feine Madonnenbild im dämmernden Gange verschwunden war. Niemand wusste wohin und die Pförtnerin, die es hegen und pflegen sollte, schwieg auf die Fragen!

So waren 7 Jahre vergangen! Siebenmal kam der Lenz gestürmt mit Donnern und Blütensegen, siebenmal schaute die Nonne im Pförtnerstübchen mit geheimnissvoll-wissenden Augen den Steig entlang, der vom See zum Kloster führte, als erwarte sie jemand, der lange, lange nicht kommen will! „Die Heilige“, nannten sie die anderen Nonnen, denn es ging ein Zauber ohnegleichen aus von ihr und eine Kraft, Schwachmütige aufzurichten, Verzagte zu trösten. Lieblicher dufteten die Rosen in ihrer Nähe und aus den Zweigen hüpften die Vöglein, wenn sie zwischen Rosen- und Lilienbeeten feierlich den Garten durchschritt.

Klarissa, die Pförtnerin, aber war weit draussen in der Welt! Hatte Länder und Städte durchwandert in immer heisserer

Sehnsucht, zu schauen, zu erleben, hatte die ganze reiche Jugend an ihr Herz gedrückt in schauernder Seligkeit und das weite, herrliche Tor der schrankenlosen Freiheit war klingend vor ihr aufgesprungen! Nur ganz tief, zutiefst im allerverborgensten Schrein der Gedanken lag etwas gefangen, das die scheuen, klagenden Kinderaugen aufschlug, wenn irgendwo aus der Ferne die Glocken eines Kirchleins tönten, wenn hinter starken Mauern irgendwo ein Kloster aufschimmerte, darin so traut die Rosen standen, oder wenn in heisse Träume jäh die Wogen des tiefen, tiefen Sees grollten, wie eine dumpfe Mahnung, die immer wiederkehrt!

Sieben Jahre der Sehnsucht, der allesgewährenden Freiheit! Sieben Jahre gefangen im Herzen ein klagendes Ding! Da wurde der armen Nonne die weite Welt so leer und öd, sie selbst so mutterseelenallein darin und all die Freuden und schimmernden Tage, die sie erlebt und getragen, sanken gleich toten Bränden schwer in sich zurück. Erst leise, dann immer stärker und zwingender begann das kleine Ding im Herzen zu fragen:

„Seele, was hast du nun gewonnen, da draussen in der Welt? Was hast du gewonnen an ewigem Glück, an dauernden Freuden? War alles recht, was du getan hast?"

Und die Seele wusste darauf nur eines zu sagen:

„Nichts, nichts ward mir gewonnen. Nur verloren hab ich eines, das Feinste und Reinste, das ich besass: den Frieden, die Ruhe!"

„So mache dich auf und suche den verlorenen Frieden wieder, gehe die Wege zurück, die du gekommen, bis dahin, da du ihn verloren hast. Denn ohne Friede, Seele, bist du sterbenskrank!"

Da machte sich denn in Wahrheit die einstige Nonne auf den Weg, den Frieden zu suchen, ging alle Strassen und Gassen zurück, die sie gegangen, frug alle Freunde und Winde, die sie traf:

„Wo ist der Friede? Ich habe dir meine Freundschaft geschenkt, liess ich dabei den Frieden zurück? Ich gab dir mein junges Herz und meine Liebe, nahmst du mir auch den Frieden?"

Aber niemand wusste davon. Da ging sie immer weiter und weiter sieben Jahre wieder zurück, sieben lange, müde Jahre und fand ihn nicht.

„So muss ich ihn im See verloren haben, als ich floh," dachte sie und wanderte noch weiter, bis sie ein leiser, blütenseliger Maientag wieder auf die Insel im See trug. Die Blumen blühten wie vor sieben Jahren, die Wege waren die alten und die Orgelklänge hinter den starken, weissen Mauern, ach, wie waren sie ihr doch so vertraut. Da brach das gefangene Ding zutiefst im Herzen die letzten Fesseln und stand und wuchs vor ihr wie ein zwingender Engel:

„O, über dich armes, irre gegangenes Kind! Wo suchst du deinen Frieden überall in der Welt, bei Freunden und Winden, auf allen Gassen, in allen Winkeln und weisst doch nur: wo ich ihn einstmal besass, kann ich ihn einzig wieder finden!"

Das wurde ein bitterer, ein verzweifelter Kamf. Stolz und Scham, Reue und Sehnsucht, alle guten Geister der Seele stritten mit den erlöschenden Gluten der Weltsehnsucht, der Weltlust.

Drinnen hinter Gittern sass die Pförtnerin, „die Heilige," und wartete. Als mit dem sinkenden Tag der Klopfer gerührt wurde und die Nonne ging, um zu öffnen. . .da lag vor ihren Füssen ein verzweifelndes Kind mit einer todwunden, zerbrochenen Seele:

„O, Herr, ich bin nicht würdig, ich habe gesündigt wider Himmel. Ich bin nicht wert mehr, dein Kind zu heissen."

Die Nonne sprach kein Wort. Hätte aber ein Menschenherz in ihre tiefen, wundersamen Augen sehen können, es wäre ihm ein neuer Himmel aufgegangen! Sie führte Klarissa in ihr Pförtnerstübchen und da warf sich die Arme vor die Füsse des altersdunklen Kreuzes nieder und netzte sie mit ihren unstillbaren Tränen! Sanft und milde in dies Weinen hinein sprach die Nonne mutterliebleise Worte vom Trost, vom Frieden und der Heimat, wusste kein einziges Wort der Verdammnis und des Zornes. Streichelte das müde Haupt der Sünderin, dass diese wie unter heilender Liebe jählings die Augen hob und das Antlitz der so Wundergütigen suchte. Da gellte durch den kleinen Raum ein jäher, schreckenerfüllter Schrei. In fassungslosen Staunen wich Klarissa mit versagenden Füssen bis zur Türe, dann hob sie wie in grausem Traume beide Hände wider die Nonne:

„Sag mir, wer bist du? Bist du meine Seele, die hier zurückblieb, als ich floh, bist du mein zweites Ich? Denn es ist nicht

Schenke

Schenke was du kannst,
was du besitzt in dir —
es fällt in dich zurück!
Oeffne alle Tore deines Herzens,
einladend, Armut mit Licht empfangend,
doch ein Sünderherz mit Glockenklang!
Für jeden, den du liebtest,
für jeden, dem du helfend nahe warst,
wird Gott dich segnen eine Ewigkeit,
auch, wenn die Welt dich nicht erkennt.
Gib du dein Ich, dein ganzes, volles Sein,
dann schenkt der Tod dir eine Ewigkeit
in Licht und Glockenklang
und reiner Freude!

Inge Schmitz.

möglich, dass diese Aehnlichkeit in Wahrheit zwei Wesen umfasst. Bist du mein Engel? Oder dunkelt mein Verstand, dass ich mich selber schaue?!"

Die Nonne aber lächelte ein wenig und sprach:

„Was wunderst du dich, Klarissa? Hast du nicht drei Jahre vor meinem Bilde das purpurrote Lämpchen gehütet, die zartesten Blumen gepflegt? Weihtest du mir nicht drei Jahre deine reinsten und demütigsten Gebete, deine stürmenden, verzweifelten Bitten? Ich habe sieben Jahre für dich den Pförtnerdienst getan, denn ich wusste, dass du wiederkehrst, weil hier deine Heimat ist. Nun, da du heimgefunden, arme, arme Seele, kehre ich zurück, denn ich weiss, von jetzt an wirst du die ganze Getreue sein!"

Sprach's und entschwand! Aber ein Duft von Lilien war in dem kleinen Gemach und tief im Garten jauchzten mit einemmale alle Vöglein auf! Die Nonnen des stillen Klosters verwunderten sich an diesem Abende über die Massen, als die so wunderstille, lächelnde Pförtnerin in Tränen gebadet zu Füssen des Kreuzes im Pförtnerstübchen lag und dass in diesem Stübchen noch lange, lange ein überirdisch süsses Duften lag. Mehr noch verwunderten sie sich aber anderen Tags, da das hohe, feine Madonnenbild, das seit sieben Jahren so geheimnisvoll verschwunden war, wieder mit seinem sanften, gütigen Lächeln und den seltsam frommen Augen auf seinem alten Platze im dämmerdunklen Gange stand. Und niemand wusste, wer es zurückgebracht!

Klarissa, die einzige, die um das gewaltige Wunder der erbarmenden Güte der Gottesmutter wusste, schwieg auf die staunenden Fragen. Aber sie wurde in Wahrheit später „die Heilige," die aus tief-verstehendem, grossem Herzen heraus Schwachmütige aufrichten, Verzagte trösten konnte und vor deren Blikken sich die glutroten, flammenden Rosen im Garten demutsvoll und duftend neigten.

Mutterworte - Gottes Wege

Erschütternder Bericht eines amerikanischen Arztes

Ich bin Amerikaner, meine Heimat ist Los Angeles, Kalifornien.

Es war der 24. Dezember 1943. Ich war zu dieser Zeit Assistentarzt eines der grössten Hospitäler dieser Stadt! Der Zufall wollte es, oder besser gesagt Gottes Fügung, dass gerade ich und noch zwei Kollegen an diesem Heiligen Abend den Dienst im Operationssaal zu versehen hatten. Für den Abend war eine schwere, unaufschiebbare Operation vorbereitet, welche mein Chef, Professor Daniel H. O'Connor, selbst auszuführen gedachte. Es handelte sich um das teuerste Wesen, welches er auf der Welt besass, Mrs. Gladis O'Connor, seine Mutter!

Nun möchte ich vorausschikken, dass Professor O'Connor in den Monaten bereits einen grossen Ruf als Chirurg hatte, er galt als Genie! Nur eines fehlte ihm — das Höchste im Leben eines Menschen und gerade eines Arztes — der Glaube an Gott!

Das, was ich nun folgend berichte, werde ich zeit meines Lebens nie mehr vergessen!

Abend — 6 Uhr. Durch die Fenster des hell erleuchteten Operationssaales tönt gut vernehmlich Glockengeläute! Wie Weihnachtsglocken den Heiligen Abend 1943 einläuten!

Auf dem Operationstisch liegt mit wachsbleichem Antlitz Mrs. O'Connor, die Mutter des Chefs. Das, was in wenigen Minuten beginnen wird, ist ein Kampf mit dem Tod, ein Kampf, den wir im voraus schon als aufgegeben betrachten. Es ist die letzte, jedoch sehr kleine Chance, welche sich Dr. Daniel O'Connor für das Leben seiner über alles geliebten Mutter bietet.

Lautlose Stille ist im Raum, manchmal nur unterbrochen durch ein leises Klirren der Instrumente, welche die Schwestern vorbereiten. Ein tiefer Seufzer aus schwerem Herzen entringt sich der Brust Daniel O'Connors, er steht am Fenster und sieht in die Nacht hinaus. Welche Gedanken ihn wohl bewegen? Er kämpft schwer mit sich. Als ich leise zu ihm trete, um ihn aufmerksam zu machen, dass alles fertig ist zum Beginn, schreitet er entschlossen zu seiner Mutter hin. Ein Kuss auf die bleiche Stirn, ein Händedruck, einige leise Worte — dann gibt er der Schwester ein Zeichen. Während die erlösende Narkose die Schwerkranke umfängt, haftet des Professors Blick unentwegt auf dem stillen Antlitz. Wird sie noch einmal zu ihm sprechen, die stille Schläferin? Gott gebe es!

Wir beginnen auf einen stillen Wink O'Connors. Nun beginnt er zu arbeiten — ruhig — sicher — er hat sich in der Gewalt. Es ist bitter schwer, man sieht es ihm an. Da, als er die Materie Mensch dann offen vor sich liegen hat, packt ihn ein Schauder. Ein Schluchzen fast ist es, das ihn schüttelt, er erkennt mit Grauen — es ist zu spät!

Der liebste Mensch, der hier vor ihm liegt, ist ihm verloren. Wir Assistenten schicken uns an, das traurige Werk zu beenden!

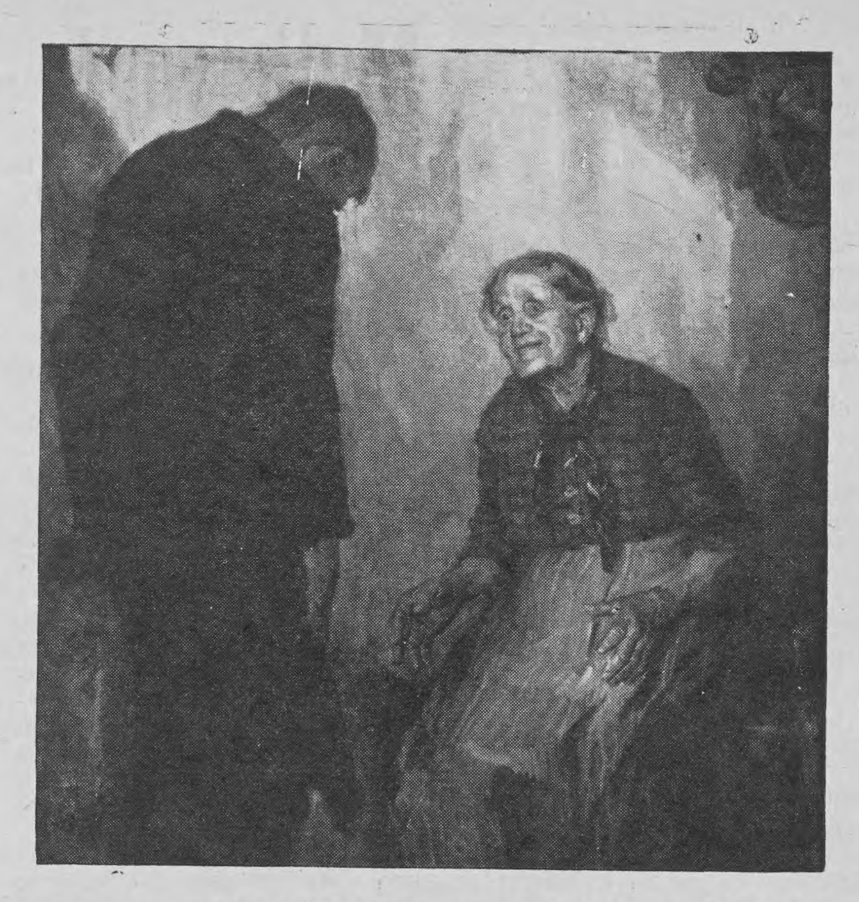
Da — aufeinmal beginnt Gladis O'Connor zu sprechen, leise zuerst, dann ganz laut und vernehmlich, das ganze Leben scheint noch einmal an der dem Tode Geweihten vorbeizuziehen. Sie spricht von ihren Eltern, ihrer Kindheit, all ihre Worte strömen das tiefe seelische Empfinden einer tief gläubigen Frau

aus. Nun spricht sie von ihrer Ehe, einer sehr glücklichen Ehe mit einem guten Katholiken. Und jetzt — des Professors Augen werden gross — jetzt richtet sie die Worte an ihn, ihren einzigen Sohn. Sie spricht von Daniels Kindheit, als sie mit ihm zur Kirche ging, ihn beten und Gott lieben lehrte. Dann greift sie weiter auf sein Studium über, freut sich über seine grosse Begabung, dankt Gott von Herzen, dass er ihrem Sohne die Gabe verlieh, anderen armen Menschen zu helfen.

Und plötzlich wird ihre Stimme dunkel, traurig, Tränen rinnen über ihr bleiches, noch immer feines, schönes Antlitz, in welchem sich ihre grosse Seele spiegelt, eine Mutter weint um den geistigen Tod ihres Sohnes. Sie beklagt es bitter, dass ihr Sohn nach erfolgreich absolviertem Studium das Höchste, den Glauben an Gott, verlor. Ihr Sohn, der ihr immer nur Freude bereitete, erklärte seinen Austritt aus der Kirche, er sagte sich von Gott los. Ohne Gott aber gibt es kein Glück, keinen Frieden auf dieser Welt, kein dauerndes Gelingen in seinem Berufe, einmal, sagt sie, komme das Ende, das Versagen, das Eingeständnis der menschlichen Schwäche. Und dann bittet sie Gott, dass er ihren geliebten Sohn wieder in den Schoss des Glaubens zurückführen möge, auf dass er über dem irdischen Glück nicht das himmlische Heil versäumen möge! Sie, die Mutter bittet Gott, er möge das Opfer ihres Lebens annehmen und dafür ihren Sohn wieder in die heilige Kirche zurückführen.

Wahrlich, sie ist erschütternd diese Klage einer sterbenden Mutter, gesprochen im tiefsten Unterbewusstsein, eben gerade deshalb so rührend, weil man sieht, was das ganze Denken dieser frommen Frauenseele bis auf das letzte erfüllt.

Mit dem Professor ist eine grosse Veränderung vor sich gegangen. Seine Sicherheit, welche sprichwörtlich war, ist gänzlich verschwunden. Der harte, starke



Mann weint wie ein Kind, er weint, stammelt und — er betet! Betet, vollständig seiner Umgebung vergessend, den „Glaube an Gott". Und er, der grosse Chirurg, der bisher immer ohne Gott fertig werden wollte, er bittet Gott von ganzem Herzen, dass er noch einmal seine Mutter zu sich kommen lassen möge, einmal noch möchte er in ihre Augen schauen können und ihr sagen, dass Gott ihre Bitte erhört habe, dass er, der Sohn, wieder zurückgefunden habe in Gottes gütige Allmacht.

Und siehe — das Wunder geschieht! Mrs. O'Connor öffnet ihre gütigen Augen noch einmal, blickt sie innig in die nassen Augen ihres Sohnes, hört bei vollem Bewusstsein seine Worte: „Mutter — ich glaube — ich glaube an Gott — so wie du es mich gelehrt hast, ich glaube fest und treu."

Ein seliges Lächeln verklärt das Antlitz der Sterbenden, ihre letzten Worte sind: „Dafür habe Dank, o Erlöser der Welt! Gott segne dich, mein Sohn, und geleite dich durchs ganze Leben! Leb' wohl, ich scheide ruhig jetzt im Glauben an ein Wiedersehen!"

Ein letzter scheidender Blick noch und Mrs. O'Connor ist heimgegangen zu ihrem Herrgott.

Dr. Daniel O'Connor ist ein frommer Mann geworden, ein wahrer Helfer der armen kranken Menschen.

Ich werde diesen Heiligen Abend nie vergessen, solange ich lebe.

Dr. Roger E. Calvert

Weisheit und Tugend scheint dem Schlechten schlecht.
Schmutz liebt sich selber nur.
Denn der Verdorbene haßt den Unverdorbenen,
Und jeder Schuld'ge ist der Unschuld Feind,

vom Schusterseppel



Liebe Leit und treies kadolisches Volk!

Ich, wenn ich die englische Aussproch hätt wie dass ich die deitsche Aussproch hon und die russische ich tät schon längst in Ottawa hucke vonwege meine Wiessenschoft indem dass ich die russische Unneroffizierschul mit high marks gepasst hon und keiner net von unsre Bube kann einiges Ross so händle wie ich als ich noch jung gewest bin und ich muss soge und vermelde wie dass unnerschiedliche von die Leser eine Anklog gege mich g'mocht hen indem dass sie g'sogt hen wie dass ich mich fier uf den Schriftleiter vom Mariabot uffgeworfe hon. Leit, desch is net wohr und was net wohr is is gege meine Wiessenschoft vonwege weil ich uf meine Unnerschrift im Mariabot niemols net Schriftleiter geschriebe hob ober Schriftsteller hon ich geschriebe wo ich das Recht hon Schriftsteller zu schreibe.

Leit, ich will eich heit uffkläre was der Unnerschied is von einen Schriftleiter und einen Schriftsteller wo ich einer bin und desch Ihr's mir glaube tut ich bin ein guder Schriftsteller wo die Verantwortung uf sich nähme tut mit dem Lugen nix net zu schoffe zu hon indem dass ich mit keiner Lug keine company net keep ober ich gleich die Wohrheit.

Ein Schriftleiter tun mir in der englische Aussproch den retakter heissen und unnerschiedliche Leit tun ihn auch Etitor nennen wo der Poter vom Mariabot einer is. Was ein Schriftsteller is sell is ein writer indem dass er stories writen tut und mir hen gude writers und schlechte writers ober etitors hen mir net viel was gut sein vonwege die verdorbene bolidik was die Unwohrheit verbreitet und selles tun die etitors von unsre Zeitungen ober net der Poter vom Mariabot indem dass er ein etitor is wo von Gott schrabt was die Wohrheit is und nur die Kommuniste und die Ateiste tun behaupte es is kein Gott net ober pruven tun sie selles net weil sie net g'scheit sein.

Was nun die etitors sein die sein net iemer gut was mir allemol witnessen wenn die Uffordrung fier uf das voten kommt indem dass mir alle voten miessen ober net so wie die etitors schraben indem dass sie soge selle party is die beschte und selle is full mit murders, kapitaliste, kommuniste, Räuber, Diebe und mit Anfiehrer wo alle Schweinerei gegen das heilige sechste Gebot mit unser Geld vollfiehre wo mir fier uf die Tax zohle ober ich wass net wie wahr dass selles is indem dass ich noch net ins Barlamänt h'neingevot worde bin ober die Leit, wenn die gewiesst hätten was welle Wiessenschoft und was welle Erfohrung und experience ich hon die hätte mich schon längst h'neingevot ober ich bin net beladigt dass sie net uf mich gevot hon.

Die etitors tun viel Schoden mochen und sie sein keine so gude writers net wie mir writers sein wo mir Schriftsteller sein indem dass mir unnerschiedliche gude kadolische stories schrabe und iemer die Wohrheit sogen und mir derfen net sogen dass mir in unsre stories die licence hen zu lugen indem dass mir ja nochher Reu und Leid uffbringe können indem dass selles net christlich is. Wo ein guder writer is, seller Mensch kann einige Zeit ein etitor werden wo ober einer ein etitor is der is noch lang kein writer net indem dass ich mit meine eigne Augen g'sehn hon wie dass beim writer der Kopf und die gude Wiessenschoft das Wiechtigste sein indem alles aus dem Kopf komme muss ober beim etitor is net der Kopf der most important instrument ober die Scheer mit was weller Scheere der etitor use mocht fier um von anre Zeitunge stories auszuschneide und dann breicht er noch den glu fier um selle stories in seine Zeitung h'neinzuklebe ober ein writer tut selles net indem dass er alles von seine eigne Wiessenschoft schrabt.

Selles muss ich eich heit verzähle indem dass ich schon vonwege diese Ieberzeigung gesuffert hon. Der Kanderer Anton nämlich und der Hant Joe die zwei hen sich auch fier Schriftsteller geholte indem dass der Anton poems aus ein Buch ausgeschniete hot und zugeschriebe hot Eingesant

von Anton Kanderer und selles hot er dem retakter zugeschieckt fier um zu printen ober der retakter hot g'sogt sell gibt's net vonwege weil dein poem vom beriehmten deitschen Tiechter Schieler is und net vom Anton Kanderer ober der Anton hot zurieckgeschriebe mein Nom kummt in die Zeitung oder ich tu das Blatt cancle und der retakter hot sich net geanigt aus was weller Ursoch der Anton jetzen selles Blatt boykotten tut. Der Hant Joe hot die Sach anners gemocht indem dass er sich hieng'huckt hot und beriechtet hot wie dass man den alten Lubner Hannes begrobe hot und der Joe hot alles angebe, in wellem Johr die Beerd'gung wor, wie der Frucht ausgelookt hot, was der Weizenpreis is und die Meinung von die Bolodiek, weller Poter uf'n Kerhof mit der Leich gange is, was welle Ladies Aid Weiber gekocht hen und wie dass Seine die Hauptkechin gewest is ober er hot vergesse dem retakter zu schrabe wer dass denn gestorbe wor und wie der Mensch sich schrabe tut wo mir uf'n Kerchhof getroge hen aus was weller Ursach der retakter selle story net geprinted und in der Zeitung, wie man so sogt, gepublished hot. Do is der Joe ganz beladigt in die Stadt gefohre und hot dem retakter ein piece von sein mind gebe und noch vier anre stories wo er geschriebe hot ieber die verdorbene Jugend und die Bolodiek und dass die Nachbarsleit heit auch net mehr so sein wie frieher indem dass sie refusen die Schulde zu bezohle. Der retakter hot g'sogt, Joe, hot er g'sogt, bleibts ein guder Leser von unsren Blatt ober das Schraben dass miesst ihr zu die writers lassen wo gude Wiessenschoft hen ober der Joe is bös worde und hot g'sogt, uf selles kann ich mich net einige, hot er g'sogt, indem dass mir hier in einer free country läbe wo jeder Mensch schrabe kann was er will und der retakter hot nix net zu tun als zu printen und zu publishen indem das sein job is ober der job von die Läserschoft is die friedom von spiich wo jeder das Recht hot zu schrabe und er hot noch g'sogt er is ein guder writer und die Kommuniste werden seine stories schon uffnähme wenn sie net gut genug sein fier den retaktor und da hot der retaktor den printer gerufe und hot g'sogt, schmeisst sellen Mann dohier zur Tier h'naus was der printer auch geton hot was eine grosse Beladigung fier uf den Joe gewest is.

Mit sellem Joe und denselbigen Anton wo ich gementioned hon bien ich ins Gespräch komme und ich hob sie uffgeklärt wie dass ein writer niemols net vergesse derf wie dass sich denn der Mensch schrabe tut wo man ieber seine Leich eine story schrabt und die poems muss der writer auch selbst schrabe wie dass ich das poems vom Referent Poter Schneider g'schriebe hob sonstens is der Mensch kein writer net ober der Joe und der Anton hen geprotested und hen g'sogt wie dass der writer schrabe kann was er will und ich hob g'sogt desch is ja keine Wiessenschoft net von anre Leit die poems zu schiecke und von Beerdigung zu schrabe ohne dass g'sogt is wer dass denn gestorbe is ober da is dem Joe sein Hitzkopf uffkomme und er hot mir eins ins G'sicht geschloge und ich hob g'sogt, Joe, hob ich g'sogt, wenn ich heit noch könnt wie ich net mehr kann vonwege mein Alter, ich tät dich in Stieck verreisse ober desch hot net geholfe. Ich hob gesuffert vonwege meine gude Wiessenschoft und was ein guder writer is muss suffern indem dass die Leit ihn verschloge und auch arg eifersichtig sein was ober keine gude christliche Sach net is denn mir solle uns vertroge und net neidig sein vonwege weil ich ein guder writer bin und der anre net.

Mit die etitors is es auch so indem dass die sich schloge ober net mit fence posts und auch net mit two bei fours ober sie sogen wie das sie sich morälisch schloge was eine ladeinische Bedeitung hot wo nur die wiesse wo gestudiert hon indem dass die Gestudierten net mit die Feist fighten ober mit dem Maul und desch is ein morälischer fight wo anständiger is als ein fight mit die two by fours indem dass dadurch keine Zähn net ausgeschloge werden und auch keine Rieppen net verbrochen sein ober da tut man uf die Ehr und uf die Wohrheit drufschloge was keine blaue marks net gibt ober nur Wietigkeit und Ehrbeschneidigung wo die loiers wieder uffixe und manchmol tun sie es net uffixe. Ober der morälische fight ie net fier einen guden Farmer wo an das Christliche glaubt indem dass ein fight mit die Feist viel bessere decision bringt wie ein morälischer fight und ich tu eich anrote, liebe Leit, tut's net morälisch fighten und von dem Unmorälischen lasst die Händ fort indem dass selles gegen das sechste Gebot is wo alles ganz unmorälisch is ober die fights von die Gestudierten is net unmorälisch tun die etitors soge und sie tun selle fights auch practisen.

Jetzen uffgepasst, liebe Leser und Lesernine, indem dass ich net schreibe tu Schriftleiter ober ich tu meine stories unnerschreibe: von eirem Schusterseppel, Schrifsteller vom Mariabot, was ein writer bedeitet und keiner von die verdorbene etitors net was ober keine Beladigung fier uf den Schriftleiter vom Mariabot is indem dass er keiner von die verdorbene is ober er is kadolisch.

Mit sellen Worten griesst eich eier getreier

Schusterseppel,
Schriftsteller vom Mariabot.

Vorweihnachtszeit

Das sind die Nächte, da sich alles Handeln
in dieser Welt zu lichter Schönheit kehrt,
wenn — von Erwartung wundersam verklärt
die Sterne über weißen Ländern wandeln.

PRIMIZ

vom Schriftleiter



Am zwanzigsten Juni feierte der junge Oblatenpriester Franz Wandler in Denzil, Sask., sein erstes feierliches Messopfer. Am neunten Juni erhielt er in Battleford aus den Händen des hochwürdigsten Herrn Bischofs R. Duprat, O.P., die heilige Priesterweihe.

Hell klang das fröhliche Glöcklein von Denzil durch den Morgen, als es zur Primizmesse läutete. Schon vorher ging die Kunde von dieser hohen Feier weit über alle Lande. Die Leute hörten sie, und sie kamen von weit und breit, am ersten feierlichen Messopfer des jungen Primizianten teilzunehmen.

Primiz ist immer etwas Schönes. Das fromme Empfinden unseres Volkes vergleicht die jungen Primizianten sehr gern mit den unschuldigen Kindern, den ersten, reinen Martyrern des Christenglaubens.

Wie das erste Blattgrün des jungen Frühlings ist dem Volke so ein Primiziant. Strahlend hell ist dieses Grün, unberührt noch von den zausenden Winden, von Staub und Sonnenbrand. Und alles an ihm ist Leben und Saft und Hoffnung und Freude. So wie im Primizianten die junge Begeisterung für das Heilige und Allerheiligste. Und wie in ihm die junge Fülle des Heiligen Geistes strahlt, die ihm am Tage der Weihe durch Bischofshand eingegossen ward.

Wie die unschuldigen Kindern, so scheint dem Volksauge ein junger Primiziant auszuschauen. Und das Empfinden des frommen Volkes spührt und wünscht: Ganz so muss er bleiben, unberührt vom Hässlichen, Martyrer des Guten und des Heiligen wegen.

Einen einzigen Tag nur hat der Priester in seinem ganzem Leben, an dem er hoch gefeiert wird und an dem dieses Feiern hohe, unschuldige Freude wirkt. Das ist der Primiztag. Der Primiztag ist eben der hohe Palmsonntag im Priesterleben. Jener Sonntag, an dem man den Heiland mit lauten Jubelrufen und schwingenden Palmen begrüsst.

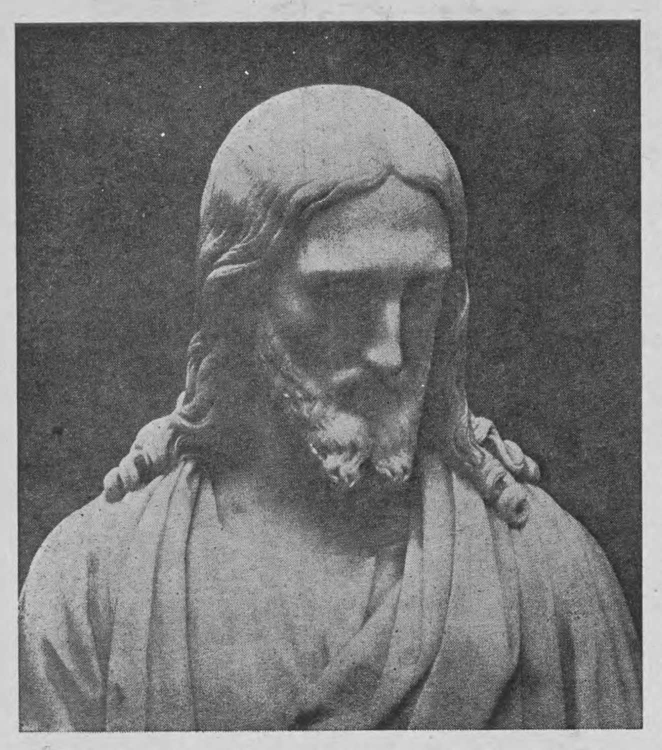
Dem Palmsonntag folgt die Karwoche. Sie kommt und sie bleibt, wie sie beim Priestermeister Jesus Christus geblieben ist: Bis zum Tode!

Gesegnet der Priester, der es nur so und nicht anders will! Gesegnet der Priester, der keinen anderen Weg schreiten will als nur den Weg der Karwoche, alle vierzehn Leidenstationen entlang, bis hinauf auf den Berg Golgotha, wo das ganze Sterben für das Volk Gottes stattfindet.

Anders kann und anders darf es sich der Priester nicht wünschen. Priester und heilige Eucharistie gehören zusammen, wie Berg und Tal zusammengehören. Man kann den Berg nicht vom Tale trennen, und es darf sich der Priester nicht von der allerheiligsten Eucharistie losreissen — sonst kommt die Verdammung!

Vom Allerheiligsten steht in der Bibel geschrieben: „So oft ihr dieses Brot esset und dieses Blut trinket, verkündet ihr den Tod des Herrn, bis Er wiederkommt!“

Ein Gedächtnis des Leidens und des Sterbens unseres Herrn Jesu Christi ist die heiligste Eucharistie — und ein lebendes, unter den Menschen



wandelndes Gedächtnis des wirklichen Leidens und erlösenden Sterbens unseres Meisters muss des Priesters Leben sein — sonst ist es umsonst gelebt! „Wer äusserlich das heilige Opfer Jesu Christi (die Messe) darbringt, muss innerlich an ihm teilnehmen", schreibt der grosse Gottesgelehrte St . Thomas. Und damit spricht er das grosse Urteil über das Leben des Priesters. Eigentlich hat nicht St. Thomas diesen Satz erfunden. Er hat ihn von Dem gelernt, der das Priesterleben zu allererst gelebt und der es uns Menschen eingesetzt, dem auserwählten Altardiener zum Opfer, der Menschheit zur Erlösung.

Ewiges Opfern und ununterbrochenes Sterben sind des Priesters allererste Pflicht. Nicht nur die in Jesu Fleisch und Blut umgewandelten Opfergestalten der heiligen Messe hat er dem Herrn darzubringen: So oft er betend das hochheilige Gut zum Himmel erhebt, muss er sein ganzes irdisches Leben und Wünschen und Handeln mitopfern. Nicht nur in Worten, sondern auch im heiligen Willen, dem die fromme Tat folgt.

Sterben muss im Priester die Sucht nach Haben und Besitzen, nach den Bequemlichkeiten und Schönheiten der Welt. Die allerletzte Pfarrei oder Mission muss ihm genau so lieb sein wie der reiche Pfarrsprengel der Grosstadt. Diese Reichtümer beseite schiebend, muss er mit beiden Händen nach den Reichtümern — der Sorge, der Arbeit und der Gottesliebe greifen.

Sterben muss im Priester die Liebe, die nach irdischen Genüssen greift. Eine Liebe darf er nur haben, und die heisst Christus. So streng ist dieses Gebot der ungeteilten, reinen Liebe zum Ueberirdischen, dass grosse Heilige und Gottesgelehrte sogar von Freundschaften abraten. Von Freundschaften, die sonst nur edel und hoch genannt werden können. Ungeteilt soll das Herz des Priesters seinem Meister angehören, und alles, was die Menschenseele an Gatten-, an Vater- und an Freundschafsliebe aufbringen kann, soll sich der Gottesliebe vereinen, auf dass der Priester nur in einer Glut brenne.

Sterben muss im Priester der Stolz. „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus in mir!" So sei sein Wahlspruch. Wenn auch die ihm am allernächsten Stehenden seinen Namen, seine Ehre und seinen Ruf in den Schmutz treten sollten, er muss schweigen — und weiterlieben können. Er ist es, der berufen worden ist, der Welt die Liebe Jesu Christi zu zeigen — nicht nur zu lehren!

Sterben muss noch viel mehr, auf dass das echt Priesterliche, das Heilige in ihm erwache und auflebe. Mann muss er sein, der in dieser Welt lebt, nicht aber von ihr ist. Der ihr Sorgen voll und ganz teilt, nicht aber halt macht, wo Erdensorge stehen bleibt. Der das Wissen der Erde wohlkennt, in seiner Weisheit jedoch weit über das Urteil der Welt hinausgreift und von der Gerechtigkeit, von der Wahrheit und von der Güte spricht, die Gott heisst.

Des Priesters Hauptaufgabe besteht nicht darin, Seelen zu retten. Weit höhere Ziele hat Gott ihm gesteckt: Er soll nach dem — menschlich gesprochen — Unmöglichen greifen. Er soll versuchen und immer wieder versuchen, aus Sündern Menschen der Heiligkeit zu machen. In sündendunkle Herzen die ganze Fülle der Gottesliebe zu giessen. Denn nicht zum Prediger der Hölle hat Gott ihn bestimmt, sondern zum Prediger der Wunder Gottes, die sich uns erschauernd in der Liebe des Dreieinigen offenbaren.

Die Hölle ist da. Das weiss der Priester. Sie muss erwähnt werden, um die Abgehärteten vor ewiger Verdammnis zu warnen. Wer sich bekehrt und zu Gott zurückkehrt, ist aber noch lange nicht so, wie der Priester ihn sich wünschen darf. Da bleibt immer noch das allergrösste Werk zu tun, nämlich das Erwecken der Seele zur freudigen Liebe an Gott.

Diese Liebe kann der Priester nicht in Worten geben. Diese Liebe befruchtet nur dann, wenn sie selbst Leben ist. Tote Leiber zeugen nicht. Der Seele Zeugungskraft enstammt der Gegenwart des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist ist aber nur dort mit lebender Fülle, wo Menschliches am Sterben ist.

Ja, das Unmögliche zu wagen, das Unglaubliche anzugreifen, betend, opfernd, leidend, kämpfend und überirdisch liebend, ist des Priesters allerwichtigste Lebensaufgabe. Nicht nur Seelen vor

Unsere Liebe Frau von Fatima unter Ovambos

Franz Seiler O.M.I., Okatana, Ovamboland, Südwestafrika. (Monatsblätter)

„Nun du könntest die Pad doch besser kennen", gibt mir Se. Exzellenz Bischof Josef Gotthardt O.M.I. mit unverkennbarer Missbilligung zu versthen, als wir uns mit seinem ganz neuen Wagen im Busch verfahren hatten. Aber ein in der Nähe stehender Ovambo vom Stamme der Aakuanjama brachte uns nach einer ganz kurzen Fahrt durch Busch, Löcher und über Baumstämme wieder auf die rechte Pad. Und nun ging's ohne weitere Hemmungen voran mit 30 bis 50 Meilen Geschwindigkeit nach Angola zu „Unserer Lieben Frau von Fatima".

Wie der Leser vielleicht weiss, ist das Ovamboland von verschiedenen, auch in der Sprache nicht übereinstimmenden Stämmen bewohnt. Da gibt es Aandonga, die Aambarantu, die Aakuambi usw. Jedoch der grösste Stamm ist der der Aakuanjamas, deren Gebiet sich noch weit in die portugiesische Kolonie Angola erstreckt. Rund 60 Meilen von unserer Station Okatana entfernt liegt bereits auf portugiesischem Gebiet in Angola die katholische Missionsstation Omupanda. Dort wirken, wie auf den meisten Stationen in Angola, die Väter vom Heiligen Geist. Mit diesen Patres verband uns Oblaten im Ovamboland allzeit eine herzliche Freundschaft und Hilfsbereitschaft.

Am Sonntag, dem 22. August, kam nun von Omupanda ein Eilbote: „Wenn irgendwie möglich, kommt alle! Am Donnerstag, dem 26. August, wird ‚Unsere Liebe Frau von Fatima' für einige Stunden in Ondjiva sein. Nehmt teil an unserem Fest und an unserer Freude!" — Ondjiva, ein grösserer Ort, ist der Missionsstation Omupanda am nächsten gelegen, hat starke weisse Bevölkerung mit dem Sitz des Gubernatore. Die dort sesshaften Eingeborenen sind alle Ovambos vom Stamme der Aakuanjamas. Wohl hatten wir schon gehört, dass das Gnadenbild von Fatima bereits viele Länder bereist und so seine Botschaft von Gebet und Busse in viele Länder gedrungen war, doch hier in unserem weltverlorenen Erdenwinkel hätten wir das Gnadenbild nicht erwartet. Der lieben Einladung Folge zu leisten, schien uns zunächst unmöglich. Gerade in dieser Woche erwarteten wir unsern Bischof, der am folgenden Sonntag, dem 29. August, in Okatana firmen sollte.

Am 24. August, gegen Abend, fingen unsere beiden Hunde an zu bellen. Diese Burschen hören es immer zuerst, wenn ein Auto in der Nähe

---

ewiger Verdammnis zu retten, sondern Seelen in die Tiefen der Liebe Gottes zu locken ist das grosse Werk, dem der Priester sich hingeben muss. Und dieses ist nicht nur so gesagt, weil es schön und erhaben klingt: So ist es von Gott selbst gelehrt.

Möge Gott den jungen Primizianten segnen. Als Oblate steht er unter dem Schutz und Schirm der Unbefleckten Jungfrau, der zu dienen sich jeder Oblatenpriester weiht. Mit ihrer Hilfe ist das Unmögliche möglich, und das Unglaubliche begreifbar.

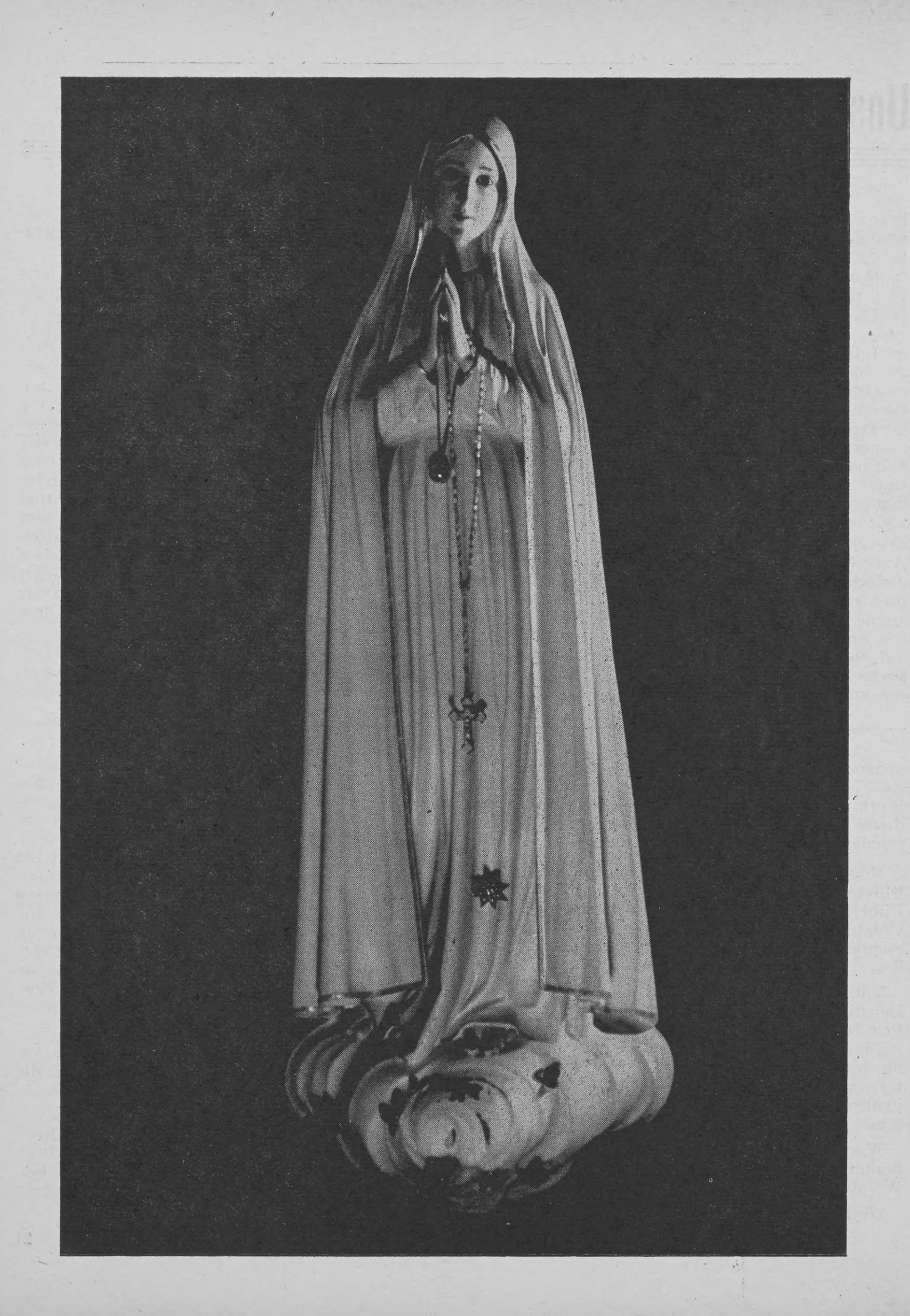
Vor der letzte Primiz hatte die Gemeinde von Denzil eine andere Priesterfeier. Einer der sieben Priestersöhne, die Denzil dem Herrgott geschenkt, lag im Sarge vor dem Altare, an dem er einstens die heilige Messe gefeiert. Ein junger Oblatenpater war er noch, der gute Pater Peter Leibel. Lungenkrebs machte seinem Priesterwirken ein rasches Ende.

Warum hat ihn der Herrgott so früh zu sich genommen? Er hätte doch noch so viele Jahre im Weinberge Gottes wirken können, sagen die Leute.

Gottes Wege sind nur im Lichte Gottes zu verstehen. Wer Pater Peter Leibel kannte, wer Zeuge seiner letzten Leidnswochen war, weiss, dass der fromme Priester seine allerwichtigste Priesterarbeit auf seinem Kranken- und Sterbebette erfüllte. Pater Peter war nicht zimperlich, er war ganzer Mann. Solange seine Stimme noch bei Kräften war, sprach er kräftiger als seine Schmerzen waren: Das ist für Gott! Das ist für die reine Jungfrau von Fatima! Und das ist als Busse für die Sünden der Welt! Gross und ehrlich suchte er sein sein Priesterleben zu führen, gross und ehrlich lag er als toter Priester vor dem Hochaltar der Kirche zu Denzil — zum allerschönsten Priesterfest, das seine Heimatsgemeinde je feiern konnte.

So, lieber Primiziant, möge der Herr dein Leben gestalten. So wolle die reine Jungfrau, die Königin der Oblatenpriester es auch mit dir — mit uns allen — walten.

„Willst du ein Leben, das schwer wie ein Alp — auf dir liegt und wie ein Fluch — werde ein Priester und werde es halb! Willst du Freude übergenug, und die Seele voll Frieden und Gottesglanz — werde ein Priester und werde es ganz!"



brummt, was hier in Okatana immer ein kleines Ereignis ist. Alles spitzt die Ohren. Und tatsächlich schon schimmert es violett im gegenüberliegenden Busch. Etwa sechs Burschen hängen bereits an der Glocke. Der Bischof ist da.

Als dann im Laufe des Abends Pater Anton Wisskirchen dem Bischof die Einladung der Patres von Omupanda vorlegte, da meinte unser Bischof, nicht achtend der Strapazen, die jede Fahrt ins Ovamboland mit sich bringt: „Wir sind Oblaten. Zudem haben wir hier in Südwest genug Anliegen, die wir ‚Unserer Lieben Frau von Fatima' vortragen wollen. Lasst uns fahren!"

So wallfahrteten wir zur „Lieben Frau von Fatima". Nach einer Fahrt von etwas mehr als 50 Meilen waren wir in Angola. Während das Ovamboland in Südwest Eingeborenenreservat ist, das Land also ausser den Regierungsbeamten und dem Missionspersonal allen Weissen verschlossen ist, — sieht man in Angola auch Niederlassungen weisser Bevölkerung, für hiesige Verhältnisse erstklassige Wege, Baulichkeiten, wie man sie nirgends im Ovamboland sieht, stabil und geschmackvoll. Gegen Abend erreichten wir Omupanda, eine Station mit 6000 Ovambochristen. Ganz beglückt empfängt uns der liebe Pater Karlos Mittelberger: „Oh, wie wird das auch die portugiesische Bevölkerung freuen, wenn selbst der Bischof von Windhuk zum Fest ‚Unserer Lieben Frau von Fatima' kommt!" Portugal feiert diese Feste wie Nationalfeiertage. Pater Karlos ist allein. Sein Mitbruder ist in Ondjiva beschäftigt mit den nötigen Vorbereitungen. Wir können dem guten Pater Karlos bis in die Nacht hinein im Beichtstuhl helfen. Die Aakuanjamas wollen die Gottesmutter, wie es sich gehört, mit reinem Herzen empfangen.

Donnerstagmorgen. Schnurstracks liegt die Pad vor uns, die nach Ondjiva geht. Rechts und links dichter Busch, dann wieder Felder und Gehöfte der Eingeborenen. Immer wieder begegnen uns Ovambos, alle mit dem gleichen Ziel „Unsere Liebe Frau von Fatima". Alle mit der gleichen Freude und Begeisterung.. Das tut wohl, diese so ganz katholische Atmosphäre. Wie staunen wir über Ondjiva! Da gibt es keine Lehmbauten, die — wenn es gut geht — mit Weissblech gedeckt sind, — nein, mit Natursteinen gebaute villenähnliche Häuser, und fast alle mit gebrannten Ziegeln gedeckt. Vor dem Hause des Gubernatore werden wir von diesem hohen portugiesischen Beamten freudig empfangen und auch portugiesisch begrüsst. Nun, unser Bischof, ein kleines Sprachenwunder, spricht neben vielen anderen Sprachen auch portugiesisch. So ist er unser aller Dolmetsch. Mit dem Rauschen der Palmen, die im Morgenwind sanft sich wiegen, vermischt sich verhaltenes Beten und Singen. Vor dem Verwaltungsgebäude ist ein Altar aufgeschlagen, an dem die Patres, die von den verschiedenen Stationen eintreffen, ihre heilige Messe feiern. Es ist dicht umlagert von betenden Aakuanjamas. Wenige Minuten vor 10 Uhr fahren wir zum Flugplatz, das Gnadenbild zu empfangen. Um den in dieser Wildnis vorzüglich hergerichteten Platz versammeln sich immer mehr Autos, die Weisse und Schwarze heranbringen. Die weissen Sutanen der Väter vom Heiligen Geist sieht man überall aufleuchten. Alles schaut erwartungsvoll nach Norden, von wo das Flugzeug kommen soll. In aller Augen sieht man freudige Erwartung. Eltern bringen ihre Kinder zum Bischof, damit er sie segne. Dicht beim Flugplatz steht der Wagen, der festlich geschmückt das Gnadenbild nach Ondjiva tragen wird. Der Flugplatz ist etwa 10 Meilen vom Ort entfernt. Da plötzlich ein schriller Schrei. Das herannahende Flugzeug ist gesichtet. Ohne Zwischenfall landet es. Eine ungeheuere Erregung hat inzwischen Schwarz und Weiss erfasst. Alles drängt nun heran. Zu unserer Ueberraschung und Freude entsteigen dem Flugzeug zunächst zwei Oblatenpatres, die das Gnadenbild überall hin begleiten, die Patres Demoutiez und Vermer, sodann der Generalvikar von Leiria, wozu Fatima gehört, Marques dos Santos, und schliesslich eine Dame von Fatima selbst, Maria Teresia Pereira da Cunha. Doch als das Gnadenbild aus dem Flugzeug gehoben wurde, kannte Freude und Rührung keine Grenzen mehr. Es gab nicht mehr weisse und schwarze Menschen, sondern nur noch Kinder, die ihre Mutter froh beglückt begrüssten. Das Gnadenbild wurde überschüttet mit Blumen und Baumzweigen. Die Luft hallte wider von Heilrufen in den verschiedensten Sprachen. Von weissen und schwarzen Lippen erklang ein Lied zum Lob der himmlischen Mutter, ein Lied, das im Refrain nur eine Sprache kannte: Ave — Ave — Ave Maria!

Und dieses „Ave" verstummte nicht, solange das Gnadenbild in Ondjiva weilte.

Es war das Vorrecht der ersten Beamten des Landes, das Bild vom Flugzeug zum Auto zu tragen. Und nun begann die Autoprozession nach Ondjiva: zuerst der Wagen mit dem Gnadenbild, gefolgt vom Wagen des Bischofs aus Windhuk; dann der Wagen des Gubernatore usw. 500 Meter vor dem Altar in Ondjiva begann der mit Triumphbögen und Girlanden geschmückte Prozessionsweg. Das Gnadenbild wurde vom Auto gehoben. Eine Kompanie eingeborener Soldaten stand stramm. Auf beiden Seiten des Weges knieten die Ovambos, hielten grüssend die Arme hoch und schwenkten kleine Fähnchen. Um das Gnadenbild selbst aber drängte sich die weisse Bevölkerung des Ortes. Jeder wollte, wenn auch nur für wenige Schritte, das Gnadenbild tragen — ein schönes Beispiel inniger Marienverehrung für die staunenden Augen der Ovambos. Zu Füssen des Gnadenbildes aber sass eine weisse Taube, die in Angola zugeflogen war und das Bild nicht verliess, mochten auch zahllose Menschen das Gnadenbild drängend umgeben, betend und singend.

Wie der Teufel den Maler Spinello holen wollte

Von Fritz Hellwag

Eine Künstlergeschichte aus dem 15. Jahrhundert.

Spinello der Maler war zur Anfang des 15. Jahrhunderts in seine Vaterstadt Arrezzo zurückgekehrt. Seine Verwandten und Freunde, die vornehmsten Bürger, ja selbst die Behörden waren dem berühmten Manne bis zum Stadttore entgegengezogen und hatten ihn sehr liebreich und freudig empfangen. Das rührte den Heimgekehrten sehr. Er zwang sein Gesicht zu freundlichem Lächeln. Bald darauf war er aber wieder der alte Griesgram. Der alte Herr, er zählte nun beinahe 90 Jahre, war mit dem neuen Jahrhundert nämlich ebenso wenig zufrieden, wie er es mit dem alten gewesen war: immer Streit und Kriegeslärm! Heute die Gülfen, morgen die Ghibellinen an der Spitze. Mord, Totschlag, Plünderung, Raub, das war jetzt so das tägliche Brot. Spinello wollte niehts mehr sehen und hören. Er bezog sein altes Haus und begrub sich vor der Welt. Ueber der Haustüre aber brachte er eine Tafel an mit seinem Wappen, das er sich selbst ersonnen hatte. Es stellte einen zusammengerollten Igel dar.

Das war deutlich genug. Man verstand diese „Symbolik" und liess dem Alten die Ruhe, sich auf den Tod vorzubereiten.

Da geschah es, dass der König Ladislaus von Neapel sich des Kirchenstaat bemächtigte und Florenz den Krieg erklärte. Mit 15,000 Reitern zog er in das Florentiner Gebiet ein, Schrekken und Not vor sich her verbreitend. Da ihm aber Florenz zu gut befestigt erschien, so war ihm das jener Republik zugehörige Arrezzo vorerst ein gar fetter Bissen. Sengend und mordend kam er vor die Stadtmauern, fand jedoch zu seinem Aerger die Tore gut. verwahrt.

Alle Bürger rüsteten sich zum Kampf. Waffengetöse erfüllte die Stadt. Selbst bis zu den Fenstern des einsamen Spinello schallte der wüste Lärm.

„Schon wieder Unfriede!" zürnte der Alte und schlug mit der Faust mächtig auf den Tisch. Dann nahm er grollend sein Käppchen vom Nagel und trat auf die Strasse. Geradenwegs ging er, mitten durch die schreienden Kriegsleute, auf das Kloster der Bruderschaft von St. Agnolo zu und klopfte an die Pforte.

Man liess ihn ein, höchst erstaunt, den „Igel" noch einmal lebend zu sehen. Der Prior fragte nach seinem Begehr.

„Wollet Ihr, so male ich Euch die Wände Eurer neuen Kapelle."

„Und was gedenket Ihr zu malen?"

„Hört Ihr den Lärm?", fragte Spinello. „Morden und brennen wollen sie wiederum und sich gegenseitig auf den Weg zur Hölle zerren. — Wahrlich, der Teufel, ist auf Erden! — Ein zeitgemässes Bild sollet Ihr haben. Ich male Euch die Austreibung des Lucifer aus dem Paradies und wie die vertriebenen Engel mit jenem als Teufel auf Erden hausen."

Er zeichnete, wie es die Künstler seiner Zeit meistens zu tun pflegten, diese Tat des hl. Michael grob mit Rot an den Bewurf der Mauer.

Den Mönchen gefiel die Skizze sehr, und man ward bald handelseinig.

Schon am nächsten Tage sass der Neunzigjährige in der stillen Kapelle, um die Zeichnung seines Bildes genauer zu entwerfen.

Ankommen am Altar, wurde in begeisternd feurigen Worten das Lob „Unserer Lieben Frau von Fatima" sowie ihre Botschaft an die Menschheit verkündet auf portugiesisch und in der Sprache der Aakuanjamas. Bei der hl. Messe kamen Hunderte von Ovambos zum Tische des Herrn. Zum Gnadenbild aber drängten sich immer wieder Frauen. Voll Vertrauen hoben sie ihre Kleinsten zur Gottesmutter empor und baten um ihren Segen. Nach dem eucharistischen Segen stellte man das Bild auf den Altar. Nun aber kamen die Ovambos. Auch sie wollten das Gnadenbild berühren, es in Verehrung küssen, ihr als Vermittlerin aller Gnaden huldigend die Bitten eines armen schwarzen Volkes nahelegen.

Noch am gleichen Tage stieg das silbergraue Flugzeug mit dem Gnadenbild „Unserer Lieben Frau von Fatima" wieder in die Lüfte. Der letzte Avegruss, der ihr nachklang, kam gewiss aus dem Munde dankbarer Ovambos.

Auch wir waren bald wieder auf der Heimfahrt; dankbar, diese Gnadenstunden miterlebt zu haben; voll Vertrauen, als Frucht unserer Gebete einen besonderen Segen „Unserer Lieben Frau von Fatima" in unser Missionsgebiet tragen zu dürfen, einen Segen für das ganze Vikariat Windhuk.

— An der Wand des Hauptaltares stellte er den Lucifer dar, der seinen Sitz im „Norden“ errichtet. Dann den Sturz der Engel, die, in Teufel verwandelt, zur Erde fallen. Hierbei sieht man den hl. Michael in der Luft auf einer Wolke, wie er gerade der „alten Schlange“ die sieben Köpfe mit den zehn Hörnern abschlägt. Währenddem Spinello so zeichnete, stieg ihm die Erinnerung an die letzten Lebensjahre auf —. Was war das damals doch noch für eine lustige Zeit gewesen, die er mit seinem alten Freunde Don Jacopo, in Oliveto zechte, wo er im Kloster die Kapelle mit schönen Temperagemälden schmückte! Als dann Simoni Eini, der Bildhauer, und Gabriello Sarracini, der Vergolder, aus Florenz eintrafen und die lustige Kumpanei vervollständigten! — Dann aber der Kontrast, als er im Frühjahr nach Florenz hatte zurückkehren wollen! Er hatte die Stadt geplündert vorgefunden und durch Feuersbrunst zerstört! Räuberisches Gesindel, einerlei ob Guelfen oder Ghibellinen, machte damals den Einwohnern das Leben zur Hölle. Mit tiefem Abscheu hatte er deshalb der Stadt den Rücken gekehrt und war nach Siena gepilgert. Da war er aber aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn Florenz lag im Kriege mit Siena. Bologna wollte vermitteln. Pisa mischte sich ein. Der Herzog von Mailand hielt sich bereit, im Trüben zu fischen. Eine Stadt bekriegte die andere, und das Blut floss in Strömen wie einst in Oliveto der edle Wein! Spinello hatte sich trotzdem ein Tabernakel ausserhalb des Tores gemietet und eine „Verkündigung“ zu malen begonnen. Eines Tages aber war ein wilder Soldatenhaufe vorbeigezogen und hatte die armselige Hütte niedergebrannt. Spinello war dann nach Pisa gezogen. Da gab's wenigstens Aufträge, und es herrschte auch halbwegs Ruhe. Lange sollte der Friede aber nicht dauern, denn das Haupt der Stadt, Pietro Gambacorta, ward von seinem Günstling, Jacopo da Piano, der die Herrschaft an sich reissen wollte, erstochen. Nun stand gleich alles auf dem Kopf, die Mordbrenner waren obenauf. Zu all dem Unglück war dann noch die Pest ausgebrochen und durch das Soldatenvolk überall hin verschleppt worden.

So war er also jetzt nach Arezzo zurückgekehrt.

Und nun stand wieder ein Feind, ein Räuber vor den Toren!

Der Alte riss sich energisch aus seinen Träumen. „Ja, wahrhaftig, der Teufel beherrscht die Welt.“ knurrte er und zeichnete wütend in die Mitte seines Bildes ein ganz abscheuliches Ungetüm, das sollte den Lucifer selbst vorstellen. Alle nur erdenklichen Missgestalten dichtete er dem Satan an. „Dies für Florenz!“, da bekam das Scheusal krumme Hörner — „das für

Priester



M.A.H.

Priester sein. — Ahnst du die Weihe,
Die in diesen Worten liegt?
Priester sein. — Fühlst du die Schwere,
Von der Weihe nur besiegt?
Priester sein ist: höchste Würde,
Oft gepaart mit tiefstem Leid.
Priester sein heisst: alles geben,
Meist im Tausch um Bitterkeit.
Priester sein heisst: Leben spenden
Mit geweihter Priesterhand.
Priester sein heisst: Tränen trocknen,
Wo die Not kein Echo fand.
Priester sein heisst: Wunden heilen,
Schneiden, brennen, wenn es Not.
Priester sein heisst nur das Eine:
Selbstlos dienen seinem Gott.
Priester sein ist: Opferleben,
heisst oft: missverstanden sein —
Und aus überreichem Herzen,
Dennoch tausendmal verzeih'n.
Priester sein ist reinste Gnade
Im Verzicht auf eigenen Ruhm.

Kraft der Liebe dienend herrschen,
Das ist göttlich Priestertum!

Pisa!", da zeichnete er ihm einen hässlichen Buckel und eine lange Mähne. Und so fort: „Das für die Pest!" „Dies für Arezzo!" „O, Bestie, o, du niederträchtiger, gemeiner Teufel!" — Die umstehenden Mönche bekreuzigten sich fortwährend, denn so etwas ward noch nie gesehen. Der alte Maler aber gefiel sich darin, das Teufelstier so furchtbar und missgestaltet wie irgend möglich zu machen.

Nach einigen Wochen war das Bild vollendet, und Spinello kehrte in sein einsames Haus zurück. Nun wollte er auch ganz gewiss nie mehr einen Pinsel in die Hand nehmen.

Er schloss die Augen und entschlummerte. Schwere Träume bedrängten ihn. Gegen Morgen glaubte er einen Donnerschlag zu vernehmen! Und siehe, da spaltete sich die Wand über dem Bette, und feurige Glut züngelte hernieder auf den Schlafenden, der stöhnte und sich herumwarf. Plötzlich zeigte sich oben in der Oeffnung die schreckliche Gestalt Lucifers, ganz wie sie der Künstler auf seinem Bilde gemalt hatte! O Entsetzen! Wie rollte das Tier die scheusslichen Augen, wie quoll aus seinen Nüstern Feuer! Und als es das abscheuliche Maul öffnete, da schlüpten Schlangen und Skorpione über seine stachliche Zunge.

Der Teufel begann zu sprechen:

„Spinello, Spinello, wie hast du mich beschimpft! Welche Schmach tat mir dein Pinsel! Und dabei wusstest Du recht gut, wie ich aussehe, denn Du hast mich in San Miniato ganz richtig gemalt. Sprich, wo hast Du mich jemals so gesehen? O, Schande! Aber warte, Spinello, jetzt bist Du mir verfallen." Damit streckte das Ungetüm seine Tatze nach dem unglücklichen Sünder aus, der sich vor Schrecken nicht rühren und auch nicht schreien konnte. Im gleichen Augenblick ertönten mächtige Posaunenklänge.

Spinello erwachte.

Aber die Posaunen schmetterten weiter. Die Tür des Gemachs wurde geöffnet, und in dem hereinflutenden Sonnenlicht stand der ehrsame Meister Antonio mit den übrigen Mitgliedern der Apothekerzunft (dieser waren auch die Maler zugeteilt), um Spinello zur feierlichen Einweihung seines Luciferbildes festlich in die Kapelle zu geleiten. So war es Sitte und Zunftgesetz.

Spinello aber sah nicht den Meister Antonio, für ihn war es der erzürnte missgeformte Lucifer! Und die Musik hatte keinen festlichen Klang, sondern es waren die Posaunen des jüngsten Gerichtes.

Antonio ging auf das Bett zu. Da schrie der alte Maler entsetzt und glühend vor Zorn: „Bleib mir vom Leibe, Bestie! Ich habe meine Kunst von Gott! Ich male Dich, wie ich will, und Du hast still zu halten! Fort, Du Bestie!"

Meister Antonio und seine Gesellen lächelten über den Schlaftrunkenen, aber für Spinello war's ein teuflisches Grinsen. Er klammerte sich an seine Bettstelle — — —

Dann auf einmal war ihm so wohl, so leicht. Das Bett begann sich zu heben, und leise, leise schwebte es mit ihm in die Höhe, der geöffneten Zimmerdecke zu, den „Antonio-Lucifer" unten zähnefletschend zurücklassend. Die Putten auf dem Gesims verwandelten sich in Engel-Teufel und fielen zischend und heulend zur Erde.

Und über dem Hause sah Spinello, wie er es auf seinem Bilde gemalt hatte, den hl. Michael jetzt wirklich auf einer Wolke sitzen. Und wie der oben der „alten Schlange" die sieben Köpfe und die zehn Hörner abschlug, da nickte er dem Maler ganz freundlich zu.

Noch ein Stückchen schwebte Spinello zur Höhe, dann stand das Bett wieder ganz still — —

Spinello war im Himmel.

ALTE MUTTER

Das treue Sorgen schwert und schwert
den Stock der alten Mutter.
Ertastet er das Jugendglück?
Gilt ihm des Abends Dämmern?

Noch hält er fern den Schoss der Erd'
und hilft, das Kreuz zu tragen,
das aufgebürdet ihrem Sein
den Blick nach innen kehrte,

Dort, wo dem tiefsten Leid der Welt,
dem Leid der Mutter Christi,
ihr gottergebener Lebenspfad
ein schlichtes Denkmal setzte.

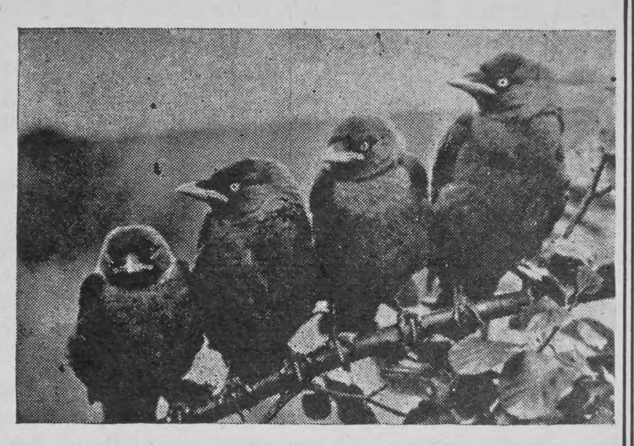
So wuchs im Herzen ein Altar,
der ihr das Kreuz erleichtert;
und scheint der Gang auch winternah —
die Seele blüht geläutert.

„In dem Maße wird der Herr in den Seelen erweckt werden, wie die Gegenmächte ihre Kraft und Kunst entfalten. Wir müssen also erwarten, daß der Kampf hart und bitter wird."

Des

Herrn Markus heilige Sorgen

vom Schriftleiter



(Fortsetzung.)

„Ich gehe, Herr Pfarrer. Und wenn ich in jedem Hause anfragen müsste, ich werde erfahren, ob der Herr Manuel dort war oder nicht."

Herr Markus entliess den Landstreicher. Und Jose ging. Er wartete nicht, er machte sich sofort auf den Weg nach Ourem.

Der Weg war weit, und Jose war nicht mehr jung. Darum ging es nur sehr langsam. Der Landstreicher schritt aber doch nach Kräften voran. Diesen Nachtmarsch für den Pfarrer Markus wollte er machen, um seinen guten und besten Willen zu beweisen. Der Herr Markus sollte nie mehr schlecht von ihm denken, nie mehr. Ja, und auch die heilige Maria, auch die sollte keine schlechten Gedanken mehr über ihn bekommen. Jose hatte sich schon längst vorgenommen, keinen Wein und nichts Gebranntes mehr in seinen Mund zu nehmen. Leben wollte er, wie der heilige Franziskus gelebt hatte, arm, allen Menschen Freund, büssend, und ganz Freund mit Gott, mit der heiligen Maria und dem Pfarrer.

Alle diese guten Vorsätze gingen dem Jose durch den Kopf, als er so dahinschritt. Und wahrlich, er brauchte derartige Gedanken, um seinen Beinen Kraft zu geben. Die wollten nicht mehr so wie früher. Auch das Schnaufen kostete Anstrengung, wenn Jose zu schnell ging. Er verlangsamte seinen Schritt. Hatte er doch Zeit genug. Es war ja noch nicht einmal Mitternacht.

Jose war nun schon halbwegs zwischen Ourem und Fatima, als er merkte, dass es nicht mehr weiter gehe. Der Schweiss rann ihm von der Stirn, und das Atmen wurde immer schwerer. Er blieb stehen und dachte nach.

„Wozu weiter gehen?", fragte er sich. „Ich komme ja doch viel zu früh am Morgen nach Ourem. Alle Leute werden noch schlafen, und ich werde nichts erfahren."

Da entschloss sich der Landstreicher, sich nach einem Schlafwinkel umzuschauen. Unweit des Weges sah er ein Bauernhaus. Wo ein Haus ist, muss auch ein Stall sein.

Jose dachte jetzt nicht mehr lange. Er schritt auf das Haus zu, spähte vorsichtig nach Hunden und nach dem Stall. Alles war still. Da sah Jose in Rufweite des Hauses ein altes Tennengebäude. Dort musste der Bauer wohl sein Stroh haben.

Vorsichtig machte sich Jose auf den Weg, immer noch nach Hunden Umschau haltend, die ihn womöglich verraten könnten. Es war aber kein Hund in der Nähe.

Jose stand jetzt vor der Tennentür. Er öffnete sie vorsichtig und schlich sich hinein. Da hörte er es im Stroh rascheln. Jose wurde aufmerksam. Es schien ihm, als ob sich da jemand verstecke.

Plötzlich griffen ihn ein paar Hände und rissen ihn auf den Boden. Gerade wollte er aufschimpfen, als sich ihm eine breite, stickende Hand über den Mund legte.

„Wer bist du?", fragte eine nach Wein riechende Stimme.

Jose strammpelte mit Händen und Füssen. Da zündete jemand ein Zündhölzlein an und leuchtete ihm ins Gesicht. Jose sah drei Landstreicher, drei alte Bekannte, vor sich im Stroh knien.

„Das ist ja unser Heiliger", rief einer mit dreckigem Lachen.

Jose suchte ihn mit seinem Fuss zu stossen. Der Vagabund sprang jedoch schnell auf und gab dem Jose einen Tritt.

Jetzt wurde Jose aber wild. Mit Händen und Füssen um sich schlagend, suchte er sich aus der Umklammung zu befreien. Da rief einer der Vagabunden:

„Ruhe! Wollt ihr, dass der Bauer kommt? Lasst den Jose los. Und du, Jose, halt dein Maul und setz dich ruhig hin."

Jose fühlte, dass man ihn freiliess. Knurrend schlug er sich das Stroh aus seinen Kleidern. Sein langer Rosenkranz am Büssergürtel klirrte.

„Der heilige Jose, der ganz heilige Jose", spöttelte einer der Vagabunden. „Heute musst du aber Pause machen, Brüderchen. Musst dich von deiner Heiligkeit ausruhen. Da, sauf!"

Jose fühlte, wie der Sprechende ihm eine Flasche in die Hand drückte.

„Behalt dein Gesöff", sprach er grimmig, „ich nehme das Zeug nicht mehr in den Mund."

„Was? Du willst nicht Brüderschaft mit uns trinken? Sind wir dir wohl zu schlecht? Mit dem Pfarrer von Fatima saufen, das passt dir wohl."

„Halt dein Maul!" schrie Jose auf. Alle seine dem Herrn Markus gegebene Versprechen kamen ihm ein. Er hatte nicht versprochen, sich mit keinem Vagabunden zu schlagen, ging es ihm blitzschnell durch den Kopf. Was er versprochen hatte, bezieht sich nur auf das Irenental. Und hier gilt es, Herrn Markus Ehre zu verteidigen. Nie hat der Pfarrer mit dem Jose getrunken. Er trinkt überhaupt nicht.

Der Vagabund mit der Flasche gab nicht nach:

„Du saufst jetzt nur noch mit dem Pfarrer von Fatima, das wissen wir. Heute wirst du aber mit uns saufen, ob du willst oder nicht."

Da sprang Jose auf und stürzte sich auf den Sprechenden. Weit kam er jedoch nicht. Seine drei früheren Freunde warfen ihn zu Boden, zwei hielten ihn fest und einer band ihm Hände und Füsse mit Stroh. Dann riessen sie ihm den Mund auf und gossen ihm scharfen, starkriechenden Schnaps schlimmster Sorte in den Mund.

Jose spuckte und sprudelte. Er blies seinen Feinden den Schnaps ins Gesicht und er fauchte, dass ihm die Adern schwollen. Es half aber nichts. Wenn er atmen wollte, musste er schlucken. Und mit jedem Schlucken rann ihm der Schnaps durch die Kehle, bis ihm der Atem verging.

Seine wilden Freunde lachten aus vollem Halse und gossen ihm gnadenlose Mengen des Schnapses in den Rachen.

Immer kürzer wurde Jose's Atem. Er spürte den Schweiss, der ihm aus allen Poren quoll. Bald darauf verlor er das Bewusstsein.

„Jetzt schleppen wir ihn nach Fatima und legen ihn dem Pfarrer vor die Kirchentür", rief einer der Landstreicher. Seine Freunde lachten laut.

Hol dem Bauern eine Karre weg", riet einer. „Den Jose können wir nicht so weit schleppen."

Eine halbe Stunde später zogen die drei Vagabunden die Landstrasse hinab, gegen Fatima zu. Der Weg war weit. Sie waren jedoch ganz auf den Gedanken versessen, den Jose beim Herrn Markus abzuliefern. Sie schoben den armen, tiefschlafenden Jose auf einer Karre abwechselnd vor sich her.

Um dieselbe Zeit ging Herr Markus mit unruhigen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Es war etwas ganz Unerwartetes vorgekommen. Herr Markus wusste nicht, ob er sich darüber freuen solle, oder ob das wieder eine neue Sorge sei.

Sehr spät des Abends, Jose war bereits eine halbe Stunde fort, kam Rosa atemlos ins Pfarrhaus:

„Herr Pfarrer, der Ludwig ist wieder da. Er hat mir ein Zettelchen geschickt. Er will mich sprechen."

Herr Markus hatte dem Mädchen kurz und bündig gesagt: „Du gehst nicht hin, Rosa." Rosa war weinend fortgegangen.

Eine Stunde später, es war fast Mitternacht, war Ludwig selbst gekommen.

„Herr Pfarrer", hatte er gesagt, „warum verbieten Sie der Rosa, mit mir zu sprechen?"

Herr Markus war sehr streng mit dem Buben geworden:

„Du hast dir dieses Mädchen nicht verdient, Ludwig. Dein Benehmen ist schändlich. Du hast dich schwer gegen Rosa und gegen dein eigenes Kind vergangen. Und dazu noch die Schändlichkeiten im Irenental. Geh nur, und gehe schnell, damit dich hier in Fatima niemand sieht. Die Leute verzeihen nicht so bald, was du hier alles angerichtet hast."

Ludwig war mit gesenktem Haupte vor dem Pfarrer stehen geblieben. Er redete lange nichts. Erst nachdem Pfarrer Markus ihn noch einmal aufgefordert hatte, das Haus zu verlassen, war wieder etwas Leben in ihn gekommen. Mit bleichem Gesicht auf Herrn Markus schauend, hatte er sich in einen Stuhl niedergelassen.

„Das Mädchen will mir nicht mehr aus dem Kopf. Seit das Kind gestorben ist, habe ich keine Ruhe mehr. Ich bin ein Lump, das weiss ich, Herr Pfarrer. Aber die Rosa muss ich haben. Sie ist das einzige Mädchen, Herr Pfarrer, das einzige."

Herr Markus hatte sich den Ludwig stumm betrachtet.

„Deine Reue kommt zu spät, Ludwig. Du musst deinen guten Willen anders beweisen. Ganz anders. Das Mädchen nehmen, um sie dann womöglich noch einmal im Stich zu lassen? Und die Rosa soll so einen Katholiken heiraten, wie du es bist? Pfui!", war es empört von Herrn Markus Lippen gekommen.

Ludwig hatte sich erhoben:

„Herr Pfarrer, glauben Sie mir, das ist alles vorbei. Wenn Sie mir nur die Rosa zurückbringen. Ich will wieder gut machen."

„Beweise deinen guten Willen erst. Büsse für deine Untaten und werde ein anständiger Christ. Dann werde ich mir die Sache überlegen können, anders nicht", hatte Herr Markus gesprochen. Und Ludwig war wortlos gegangen.

Nun gingen alle diese Sachen dem Herrn Markus durch den Kopf. Er dachte an die Rosa. Ganz aufgeregt war sie, als sie vor ein paar Stunden bei ihm war. Die hat den Ludwig immer noch im Herzen. Ja, so war es. Die hat den Ludwig trotz allem noch lange nicht vergessen. Sonst hätte sie nicht so laut aufgeweint, als Herr Markus ihr sagte, um keinen Preis den Ludwig aufsuchen zu gehen.

Und der Ludwig? Ein Lump war er, ein ganz verdorbener, gewissenloser Vagabund. Aber, warum war er jetzt hinter der Rosa her? Das Kind war doch tot. Wollte er das Mädchen doch heiraten? Weil sein Onkel es so wollte und ihm mit Enterbung drohte, falls er es nicht tue?

Dann wäre es aber der Heuchelei doch ein wenig zu viel.

War es Wirklichkeit oder Heuchelei?

Herr Markus sann und dachte. Man darf keinen reumütigen Sünder verwerfen. Man darf aber auch nicht zu leichtgläubig sein. Herr Markus hatte seine Erfahrung.

Man darf keinen reumütigen Sünder verwerfen.

Herr Markus blieb stehen.

Ob er damals nicht doch recht gehabt hatte, als er ganz im Träumen von der Liebe zwischen der Rosa und dem Ludwig gewesen war?

Herr Markus nahm sich vor, diese Sache recht genau zu beobachten, um ja keinen Missgriff zu machen.

Er ging ins Bett.

Ein paar Stunden später ward er durch einen mächtigen Lärm aus seinem Schlaf gerissen. Erschrocken sprang er aus dem Bett. Er hörte wildes Fluchen, Schreien und Schlagen direkt vor seinem Hause.

„Was ist das nur wieder?“, blitzte es ihm mit grosser Angst durch den Sinn. Hastig fuhr er in seine Kleider und stürzte hinaus. Auf dem Wege zwischen Pfarrhaus und Kirche sah er den Ludwig stehen. Vor ihm lag ein Mann. Und die Strasse hinab rannen drei andere.

Eilig lief Herr Markus auf Ludwig zu.

„Was ist denn los? Wer ist das?“

Herr Markus beugte sich hinab. Wie von einer Nadel gestochen fuhr er auf:

„Das ist ja der Jose! Ludwig, was hast du mit ihm gemacht?“

„Nicht ich, Herr Pfarrer. Die drei Kerle da, die gerade fortgelaufen sind, haben ihn auf einer Karre hierher gebracht. Der Jose ist steinbetrunken.“

„Betrunken?“, rief Herr Markus ungläubig. Dann beugte er sich noch einmal über den schlafenden Jose und prüfte ihn ganz genau.

„Der Lump!“, rief er empört aus, indem er sich wieder aufrichtete, „der Gauner ist betrunken! Und ich habe ihm getraut. Gibt es denn keinen Menschen mehr, dem man hier in Fatima trauen kann?“

„Her Pfarrer“, sagte Ludwig, „die Vagabunden, die ihn hierher geschleppt haben, die mussten ihm einen Streich gespielt haben. Ich habe sie reden gehört. Sie sagten, sie wollen Ihnen eine Ueberraschung machen. Wer weiss, wie die den Jose betrunken haben.“

„Wie, das ist mir ganz gleich. Nimm den Säufer sofort von meinem Kirchenplatz, sonst rufe ich die Polizei, damit sie euch beide einstecke. Und dem Lumpen kannst du sagen, dass er sich nie mehr im Leben vor meinen Augen zeigen soll.“

Nach diesen Worten eilte Herr Markus, zitternd vor Aufregung, ins Pfarrhaus zurück.

Ludwig stand unschlüssig vor dem Landstreicher Jose.

Plötzlich beugte er sich nieder, ergriff den Jose und warf ihn sich über die Schulter. Beladen mit dem betrunkenem Landstreicher ging er der Stadt zu. Er ging zum Elternhaus der Rosa und klopfte laut.

Rosas Vater öffnete nach längerem Warten. Als er den Ludwig mit einem Menschenkörper über seiner Schulter vor sich stehen sah, wurde er vollständig sprachlos. Ein paar mal schnappte nach Luft. Dann schrie er:

„Pack dich fort, du Erzhalunke, du Mordsgeselle, pack dich fort.“

Rosa und Rosas Mutter erschienen mit erschrokkenen Gesichtern in der Tür. Als Ludwig die Rosa sah, drängte er mit der freien Hand Rosas Vater beiseite und trat an das Mädchen heran.

„Rosa, du muss helfen. Ein paar Landstreicher haben den Jose betrunken. Der Pfarrer hat den Jose betrunken gesehen. Die anderen haben den Jose dem Pfarrer vor die Tür gelegt. Sie waren nicht betrunken. Sie haben dem Jose und dem Pfarrer einen Streich gespielt. Du musst helfen, Rosa. Ich denke, der Jose ist unschuldig.“

Die letzten Sätze sprach Ludwig mit bittender Stimme.

Rosa trat näher und betrachtete den schlaff von Ludwigs Schultern hängenden, schwer schnaufenden Jose.

„Geh ins Haus, fort von den versoffenen Ludern“, schrie Rosas Vater, wütend mit beiden Armen fuchtelnd, „fort mit euch, sonst rufe ich die Polizei!“

„Trag ihn ins Haus“, sprach Rosa kurz zu Ludwig.

Rosas Mutter sprach kein Wort. Sie machte nicht einmal grosse Augen. Sie rückte zur Seite, als Ludwig, gefolgt von Rosas schimpfenden Vater, den Landstreicher ins Haus trug.

Ludwig legte den Jose auf den Küchenboden.

„Jetzt kannst du gehen“, sprach Rosa da. Sie beugte sich über den Jose, schaute mit keinem Blick auf Ludwig.

„Wirst du dem Pfarrer sagen, dass Jose unschuldig ist?“, fragte Ludwig mit unsicherer Stimme.

Rosa schaute nicht auf. Sie sagte nur zum zweiten Male: „Jetzt kannst du gehen."

‚Du kannst gehen, hörst du nicht, was Rosa sagt?", schrie Rosas Vater laut.

Ludwig schaute noch einmal auf Rosa und blieb unschlüssig stehen. Dann, als er sah, dass Rosa ihn keines Blickes würdigte, ging er.

Herr Markus konnte jene Nacht nicht mehr schlafen. Die Rosa, der Ludwig, und der Jose. Dieser Jose! Nach Ourem hatte er ihn gesandt, hatte ihm volles Vertrauen geschenkt,und der Kerl geht hin und betrinkt sich wieder!

Zwei Stunden vor der Frühmesse war Herr Markus bereits gewaschen, rasiert, und mit allen Breviergebeten fertig, die er als Priester vor dem Mittagessen zu verrichten hat.

Nach der Frühmesse war Rosa bei ihm.

„Herr Pfarrer, der Jose ist bei uns. Er ist ganz krank. Er hat mir erzählt, wie es geschehen ist. Dis Landstreicher haben ihm Hände und Füsse gebunden und ihm den Schnaps in den Mund gegossen."

Herr Markus, dem die ruhelose Nacht mit all' ihren Aufregungen stark in den Knochen sass, brauste auf:

„Und solche Lügen bringst du mir ins Haus? Und erwartest, dass ich sie glaube? Der Jose ist fertig. Und du", drohend schritt Herr Markus auf die erschreckende Rosa zu, „und du schlägst dir den Ludwig aus den Kopf!"

Rosa wich ängstlich zur Tür zurück. Dort riss sie sich herum und eilte hinaus.

Herr Markus fühlte sein Herz wild schlagen. Jetzt war es noch böser geworden. Zu seiner Ludwig- und Joseaufregung kam jetzt noch der Zorn über sich selbst. Er wusste,dass er nicht so zur Rosa sprechen sollte. Sie war doch unschuldig an allem. Warum kann er sich auch nicht halten, wenn etwas schief geht?

Jose sass mit schwerem Kopfe in der Küche des Elternhauses Rosas. Rosas Vater sprach kein Wort zu ihm. Auch Rosas Mutter nicht. Die Mutter brachte ihm aber ein Frühstück, das Jose jedoch nich anrührte. Er hatte keinen Appetit. Erstens schlugen ihm die Pulse im Kopf wie Pferdefüsse herum, und sein Magen bereitete ihm die allerübelsten Gefühle, und zweitens, was noch schlimmer war, dachte er an die nächste Begegnung mit Herrn Markus. Rosa hatte ihm erzählt, was geschehen war. Sie hatte ihm auch gesagt, dass Herr Markus sehr aufgebracht sei und einfach nicht an Jose's vollständige Unschuld glauben wolle.

Jose war am Verzweifeln. Mit sauersüssem Gesichte sass er da, den Kopf in beide Hände gestützt. Der Ludwig hatte ihm also geholfen. Das wird Jose ihm nie vergessen.

Der Landstreicher schaute auf. Rosa war zurückgekommen, und Jose merkte, dass das Mädchen weinte. Rosa ging durch die Küche, sprach kein einziges Wort, und verschwand in ihrer Kammer.

Jose schaute ihr verwundert nach. Da wurde er ganz tief in seinem Herzen misstrauisch. Langsam erhob er sich und ging zu Rosas Tür hinüber. Vorsichtig klopfte er dort an. Als Rosa nicht antwortete, klopfte er noch einmal. Wahrlich, es war ihm bitter schwer, hier vor der Tür zu stehen. Solange er den Kopf in beide Hände gestützt hielt, war es noch auszuhalten. Jetzt aber, als er auf den Füssen stand, begann es ihm wieder wild durch den Schädel zu rasen. Die Adern des ganzen Kopfes schlugen wie toll, und grosse Uebelkeit wühlte ihm im Magen. Er gab aber nicht nach. Als Rosa auch auf ein drittes Klopfen nicht antwortete, öffnete er entschlossen die Tür und trat in die Kammer.

Rosa lag auf ihrem Bette und weinte.

Vorsichtig stellte Jose sich neben das Bett.

„Rosa, warum weinst du?", fragte er leise.

Das Mädchen antwortete nicht. Es schluchzte nur noch stärker.

„Schau, Rosa", sprach Jose da wieder, „wenn dich Herr Markus geschimpft hat, dann wird es ja wieder gut werden. Er meint es nicht so schlimm."

Rosa antwortete noch immer nicht. Da wagte Jose das zu sagen, was er eigentlich sagen wollte:

„Wenn du um den Ludwig weinst, dann ist es auch nicht so schlimm. Der Ludwig hat mir geholfen, ich werde ihm auch helfen. Dir aber werde ich ganz besonders helfen. Ich werde zum Ludwig hingehen."

Da riss Rosa sich herum und schaute mit grossen Augen auf den Landstreicher. Jose vergass aus lauter Mitleid seine eigene Wehen. Ja, diese Erregung, die über ihn kam, als er die weinenden, bittenden Augen des Mädchens sah, schien alles in seinem Magen wieder umzukrempeln. Das Unwohlsein gab sich jedensfalls nicht mehr so stark zu fühlen. Darauf wich Jose erschrocken zurück. Rosa war wild aufgesprungen und aus dem Zimmer gerannt.

Jose stand noch eine Weile sinnend in der Kammer Rosas. Er überlegte. Und er nahm sich vor, erst einmal zum Herrn Markus zu gehen um ihm zu erklären, warum er seine Aufgabe in Ourem bis jetzt noch nicht erfüllen konnte. Er wollte dem Pfarrer versprechen, gleich, jetzt sofort, nach Ourem zu marschieren. Dann wollte er auch den Ludwig suchen. Er wollte ihm für seine gute Tat danken, und wollte einmal sehen, ob sich da nicht etwas zwischen Rosa und Ludwig machen liesse.

Mit grosser Angst im Herzen trat Jose seinen Weg zum Pfarrhaus an. Er brauchte nicht ins Haus hineinzugehen, denn der Herr Markus stand in seinem Garten. Das war dem Jose lieber. Er hatte so ein Gefühl, dass es sich draussen leichter reden lasse als in der strengen Pfarrstube.

Der arme Jose kam jedoch garnicht zum Reden. Herr Markus begrüsste ihn mit Worten, die er ja eigentlich erwartet hatte, die sein Herz aber fast zum Stillestehen brachten. Herr Markus rief:

„Fort mit dir, du Gauner, fort aus meinen Augen. Und zeige dich nicht mehr!"

Jose war zurückgewichen. Des Pfarrers Augen sahen so böse aus, dass der Landstreicher einfach kein Wort zu sagen vermochte. Wie ein geschlagener Hund von seinem Herrn, so zog er sich langsam zurück, die Augen bittend auf den Pfarrer gerichtet, als wollten sie sagen: Schlage nur, ich bin dir gut und treu.

Als Jose weit genug vom Herrn Markus war, kehrte er sich vom Pfarrhause fort und machte sich auf den Weg nach Ourem. Er wollte des Pfarrers Auftrag doch ausführen. Vielleicht wird ihm der Pfarrer dadurch wieder freundlich gesinnt werden.

Rüstig schritt Jose voran. Es lag ihm zwar immer noch wie Blei in den Beinen, sein Kopf schmerzte wohl auch noch etwas, das war aber auszuhalten. Jose's Vorhaben, dem Herrn Markus seine Treue und seine Unschuld zu beweisen, gaben ihm viel Kraft.

Nicht weit von der Stadt traf er Franz und die Jacinta.

„Kinder", sprach er die beiden an, „der Herr Markus ist böse auf mich. Sehr böse. Ihr müsst für mich beten."

„Warum ist der Pfarrer böse?", wollte Franz wissen.

„Setzt euch hin, ich werde es euch erzählen", antwortete Jose darauf.

Die Kinder setzten sich mit Jose ins Gras, und Jose begann ihnen sein Leid zu klagen.

„Habt ihr Euch wirklich nicht selbst betrunken?" fragte die kleine Jacinta ernst, nachdem Jose alles erklärt hatte.

„Nein, Jacinta, wirklich nicht. Auf Ehre und Gewissen: Ich habe mich nicht selbst betrunken", beteuerte Jose dem kleinen Mädchen.

„Weiss der liebe Gott, dass Ihr Euch nicht selbst betrunken habt?", fragte Jacinta noch einmal.

„Ja, das weiss der liebe Gott. Und die heilige Maria weiss es auch. Frage sie, wenn sie am 13. wiederkommt. Der liebe Gott weiss alles, und er sagt alles der heiligen Maria. Frage sie, Jacinta, wenn du sie nächstes mal wieder siehst. Sie wird dir sagen, dass ich die Wahrheit spreche."

Jacinta schaute ihm forschend in die Augen.

„Wer lügt, kommt in die Hölle, Jose. Ihr lügt nicht. Die heilige Maria hat gesagt, wir sollen alles als Busse für die Sünden der Menschen tragen. Ihr müsst auch etwas ertragen, Jose, das wird der heiligen Maria Freude machen."

Mit grossen Augen schaute Jose auf das Kind. Weiss der Himmel, die Jacinta hat recht. Es wurde ihm schwül zumute. Alle Sünden seines Vagabundenlebens fielen ihm ein. Er hatte einmal von einem Manne gehört, der vor Gericht einen Meineid geleistet hatte. Die rechte Hand hatte er schwörend gegen Himmel gehalten, mit der linken Hand hielt er einen Rosenkranz, denn er glaubte, wenn er so mache, gelte der Eid nichts. Dann sei er nur Lüge, nicht aber Meineid, da es doch auf die Meinung ankomme, nicht auf die Worte. Später aber waren ihm die Gewissenbisse gekommen. Womöglich hat ihm der Herrgott diesen falschen Schwur doch als Todsünde angerechnet haben. Um nun ja nicht die ewige Seligkeit zu verlieren, wollte er wieder gut machen. Er wollte nicht wiedergutmachen, was er seinem Nachbarn durch den Meineid angetan hatte, er wollte sich nur den Herrgott wieder zum Freunde machen, damit er ihn ja nicht in die Hölle stecke. Darum gab er viel Geld hin, um einen armen Buben zum Priestertum zu verhelfen.

Diese Geschichte ging dem Jose jetzt durch den Kopf. Jose konnte sich nicht helfen. Wenn man vor diesen Kindern stand, konnte man nicht an das Gewinnen oder an das Verlieren der ewigen Seligkeit denken. Man konnte überhaupt nicht mehr an sich selbst denken. Nur die Liebe Gottes lag einem im Sinn und die Trauer, dass man diesen Gott nicht genügend wieder geliebt hat.

Eigenartig, wie die Sache mit Gott aussah, so ganz anders, so viel schöner, wenn man mit Franz, Jacinta oder Luzia redete und dabei immer wieder die schöne Frau im Sinne hatte, die da ins Irenental kommt. Richtig sehnsüchtig wird man da, sehnsüchtig, dieser schönen Frau und Gottes guter und bester Freund zu sein.

Jose's Brust war voller heiligster Begierden und Wünsche. Büssen soll man, büssen für die Sünden anderer.

Da fiel dem Landstreicher der Herr Markus ein. Bitter stieg es in ihm auf.

„Jacinta", sprach er, „geh doch zum Herrn Pfarrer und sage ihm, dass ich ganz unschuldig bin. Die Kerle, die schlimmen Zigeuner, haben mich betrunken gemacht. Ganz fest gebunden haben sie mich und dann haben sie mir das Maul aufgerissen und haben nur den Schnaps eingegossen. Sage das dem Pfarrer. Wenn der auf mich böse ist, kann ich es nicht aushalten."

„Was weh tut, ist die beste Busse", sagte Franz.

„Das ist keine Busse, Franz, das ist Ungerechtigkeit. Ich werde von jetzt ab büssen, wie der heilige Franziskus. Der Herr Pfarrer muss mir aber den Segen dazu geben. Wie kann ich büssen, Kinder, wenn der Herr Pfarrer böse auf mich ist?"

Jacinta schaute immer noch auf den Landstreicher.

„Der Franz hat recht", sprach sie, „und der hochwürdige Herr Faustino hat es auch gesagt. Was am meisten weh tut, ist die beste Busse. Wenn es nicht weh tut, ist es keine Busse."

Jose bewegte sich unruhig. Das war ja schon wahr, was die Kinder da sagten. Aber in Jose's Kopf wollte es doch nicht so ganz hineinpassen.

„Ihr babt gut reden", sagte er, nervös mit dem Munde kauend, „ihr seid gut Freund mit dem Pfarrer. Auf euch ist er nicht böse. Man muss doch einen Segen haben, wenn man büssen will? Und wo soll ich mir diesen Segen holen? Beim d'Oliveire? Oder beim do Vale? Nein Kinder, dort kann ich mir keinen Segen holen, denn die haben es mit dem Teufel zu schaffen. Den Segen muss man sich beim Priester holen, Kinder. Und dass ihr es wisst: Ich kenne mich gut auf den katholischen Glauben aus. Der katholische Glaube sagt, dass man immer zu seinem Pfarrpriester gehen muss, wenn man etwas Geistiges braucht. Und der Segen ist doch etwas Geistiges? Seht ihr jetzt, dass der Pfarrer wieder gut mit mir werden muss? Ich brauche zum Büssen seinen geistigen Segen. Ohne den schafft es nicht."

Jose hatte sich ganz warm gesprochen. Dieses Argument war ihm ganz plötzlich gekommen, so ganz von allein, während er sprach. Unter dem Drange dieser Erleuchtung wurde er ganz aufgeregt und sein Gesicht wurde glühend.

Franz und Jacinta schauten aufmerksam auf den Landstreicher. Nach einer Weile des Nachdenkens sagte Jacinta:

„Wenn der Herr Pfarrer den Segen geben muss, dann muss er wieder gut werden. Anders gibt er Euch keinen Segen."

Darauf wandte sie sich an Franz:

„Franz, wir gehen zum Herrn Markus. Die Luzia muss auch mitkommen. Wir werden dem Herrn Markus sagen, dass Jose sich nicht selbst betrunken hat."

‚Gott segne euch, Kinder", sprach Jose. Er erhob sich. Sagt dem Herrn Markus auch, dass ich nach Ourem gegangen bin. Er weiss schon warum. Ich werde ihm Nachricht bringen, sobald ich etwas weiss."

„Jose, kommt Ihr bald wieder?", fragte Jacinta da.

Jose leckte sich den Mund und fuhr sich mit der Hand über den kahlgeschorenen Kopf. Diese Frage des Kindes, und die Augen, die Jacinta dabei machte, griffen ihm ins Herz. Und das Warme da in seinem Herzen tat so eigenartig bitter weh. Eine wehe Freude war es, wie eine Sehnsucht nach etwas,das Jose sich schon sein ganzes Leben lang gewünscht hatte, das er sich aber selbst nicht beschreiben konnte.

„Ich komme bald. Heute Abend noch, oder spätestens morgen", sagte er kurz. Darauf ging er fort.

(Fortsetzung folgt.)

Räuberfang

(Fortsetzung von Seite 8.)

hier überfallen, unsere Uniformen genommen und sich und seine Betyaren damit bekleidet . . . wir durften uns nicht rühren, sonst hätte er auch Herrn Leutnant angetan . . . "

Entgeistert starrte der Leutnant auf den Sprecher zu seinen Füssen. Er konnte die Worte nicht fassen, die er hörte. Plötzlich fühlt er ein Brennen auf seinen Fingerspitzen. Das Stroh war schon ganz herabgebrannt, er liess es zu Boden fallen, und nun war er wieder von Finsternis umgeben.

War das alles nur ein Traum? Es war doch unmöglich . . . Wie sagte der Mann: Sobri . . . die Betyaren . . . ja, das sah dem verwegenen Spassvogel ähnlich!

Noch einmal flammte eine Strohfackel auf, und das Bild, das sich nun bot, war zu überzeugend, das war die Arbeit des Sobri.

Nachdem die Gefesselten befreit waren und ihre Sprache wieder erlangt hatten, erzählten sie alles genau. Sobri hatte sie überfallen, ihnen die Uniformen ausgezogen, den Namen des Zugführers und das Losungswort abgenommen, und sie mussten es gefesselt und machtlos mitanhören, wie sich der Räuber bei der Ankunft des Leutnants für den Fekete ausgab. Er hatte schon vorher alles gewusst, dass es eine Falle sein sollte und dass der Leutnant nicht so handelte, wie er es verlangt hatte. Und dann hatte er gesagt: „Und der Leutnant wird das tun, was ich will! Allein wird er in der Kapelle auf mich warten, und ich hole mir allein das Geld!"

Jetzt sah der Leutnant alles ganz klar. Der vermeintliche stramme Zugführer Fekete war Sobri gewesen. Aber das Geld . . . hatte er es doch liegen lassen? Es steckte doch hier in der Brusttasche . . . .

Die Brieftasche war mit einem Griff hervorgezogen und aufgeschlagen, dann aber entfuhr dem Leutnant ein wütender Schrei. Das Geld war weg, nur ein zusammengefaltetes Papier lag darin: es war die ordnungsgemäss ausgestellte Bestätigung über den Empfang der Summe, mit Sobris Unterschrift versehen.

Sobri begnügte sich damit, wenn ihm einmal ein Scherz gelang, er wiederholte ihn nicht. In jener Gegend war er nie wieder zu sehen. Aber er foppte dafür anderswo die Behörden ruhig weiter. Und gefangen haben sie ihn nie. Er selbst machte einmal seinen Leben ein Ende, und das war sein schlechtester Spass, den keiner belachte.

STUDENT BURSE

Im Juni wurde der Neumissionar Pater Franz Wandler O.M.I. in Battleford zum Priester geweiht. Am 20. Juni hielt Pater Wandler O.M.I. in Denzil seine Primiz. Sieben Priester konnte Denzil bis heute dem lieben Gott schenken.. Einen von ihnen, den guten Pater Peter Leibel O.M.I., nahm sich Gott wieder zurück. Er starb vor zwei Jahren. Pater Leibel war noch jung, und doch musste er sterben. Aus allen Oblatenländern, besonders aus den Missionen, hört man rufen: Unsere Missionare werden alt! Schickt uns neue Kräfte! Sendet junge Missionare!

Unsere Missionsfelder mit neuen Missionskräften zu versehen ist das Ziel der Student Burse. Mit den gesammelten Geldern wollen wir in Battleford eine ewige Freistelle für arme Priesterstudenten errichten. Hilft uns. Das neue Kolleg wird im Herbst 1950 eröffnet. Werden wir bis dahin die notwendigen $6,000.00 für diese ewige Freistelle haben?

Eingesandt:

Mrs. M. Kasberger, Denzil, Sask. $25.00

Bitte, sendet euere Gaben an:

St. Peter's Rectory

Cosine, Sask.



Der Marienbote ist die einzige deutsche Katholische Zeitschrift in Canada. Unterstützt ihn! Auf dem gelben Namenszettel ist es angegeben, ob Sie den Marienboten bezahlt haben oder nicht. Sollte es nicht stimmen, schreiben Sie an the Marian Press, Box 249, Battleford, Sask.. Wenn auf dem Zettel nicht 49 oder 50 steht, dann sind Sie rückständig, und wir müssen annehmen, daß Sie den Marienboten nicht weiter wünschen.